



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

„Lerne was, dann kannst Du was“
Umrisse des weltlichen Bildungs- und
Erziehungswesens im Mittelalter

Verfasserin

Maria Langer

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie

Wien, September 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 312 295

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Geschichte

Betreuerin:

Univ.Doiz. Dr. Adelheid Krah

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung

Einleitung

Das Fundament

1. Was beinhaltete das römische Erziehungsmodell?
 - 1.1. *Der Unterricht*
 - 1.2. *Zwei berühmte Männer der Bildung*
2. Das Christentum – Welche Wirkung hatte es?
 - 2.1. *Auf Land und Leute*
 - 2.2. *Auf das Bildungsideal*
 - 2.3. *Augustinus und Cassiodor – zwei Männer mit neuen Ansichten*
 - 2.4. *In den Randgebieten?*
 - 2.4.1. *Ein kurzer Zwischenstopp bei den Agilolfingern*
3. Warum nur Schulen in den Klöstern?
 - 3.1. *Neue Gedanken... Beda Venerabilis und Papst Gregor I.*
 - 3.2. *Das Jahr 529*
 - 3.3. *Was tut sich auf bayerisch-österreichischen Boden?*
4. Karl der Große – neue Impulse für die Bildung
 - 4.1. *Die geistige Erneuerung – die Karolingische Renaissance*
 - 4.2. *Ein Mann für jede Jahreszeit...Alkuin*
 - 4.3. *Und aus was lernten die Schüler?*

„...zur ebenen Erd´...“ – neue Entwicklungen im Bereich Bildung

1. Entwicklung von Land und Leute im österreichischen Gebiet
2. Neuheiten im Bereich Schulen
 - 2.1. *Pfarrschulen*
 - 2.2. *Außerschulen für Laien im Kloster*
3. Laienbildung – ohne Institution Schule
 - 3.1. *Wie soll das gehen?*

3.2. Die Predigt

3.3. Höfische Erziehung – Ein Ritter ohne Fehl und Tadel

„...und ersten Stock...“ – die nächsten Schritte nach vorne

1. Die Umstände ändern sich – politische, wirtschaftliche, soziale und geistige Bedingungen im Spätmittelalter

1.1. Die Politik

1.2. Die Wirtschaft

1.3. Die sozialen Schichten und Bildung

1.4. Die Stadt

1.4.1. Wien im Mittelalter

1.4.2. Wer war Bürger in einer Stadt wie Wien

1.5. Die Theorie zur Praxis - die pädagogischen Denker

1.6. ...noch zwei Entwicklungen, die für die Bildung wichtig waren...

1.6.1. Ein kleiner Ausflug zu den Formelbücher

1.7. Die Jugend in der Erwachsenenwelt

1.8. Und was bedeutet das für das Bildungswesen?

1.8.1. Eine neue Art von Schule – die deutsche Schule

1.8.1.1. Die neue Unterrichtssprache Deutsch

1.8.1.2. Der Unterricht in der deutschen Schule

1.8.1.3. Die Schüler

1.8.1.4. Der Schulmeister

1.9. „...bis in die Zehenspitzen?“ – die Verbreitung der Bildung

2. Schulalltag im Spätmittelalter

2.1. Das Klassenzimmer

2.1.1. Der Raum

2.1.2. Die Unterrichtsmethoden

2.1.2.1. Noch eine schnelle Zwischenbemerkung – die biblia pauperum

2.2. Die „septem artes liberales“ – Grundlagen des Lehrplanes

2.3. Wie lernt man am besten? – Lehrmittel

2.3.1. Lehrtafeln

2.3.2. Bücher

- 3. Die Schule von St. Stephan
 - 3.1. *Eine Standortbestimmung*
 - 3.2. *Die Hardware – Das Schulgebäude*
 - 3.3. *Die Innenausstattung der Schule von St. Stephan*
 - 3.4. *Wer hat hier das Sagen? – das Patronat*
 - 3.4.1. *Das „Eisenbuch“ – wieder eine kurze Zwischenbemerkung*
 - 3.4.2. *Die erste Urkunde – der Freiheitsbrief von Kaiser Friedrich II. 1237*
 - 3.4.2.1. *Der Inhalt*
 - 3.4.3. *Die zweite Urkunde – Der Freiheitsbrief von Rudolf I. 1278*
 - 3.4.4. *Gemeinsamkeiten?*
 - 3.4.5. *Stadtrecht von Herzog Albrecht I. 1296*
 - 3.4.5.1. *Wie stand es mit den Schülern?*
 - 3.5. *Lehrer und Schüler – die Organisation der Schule von St. Stephan*
 - 3.5.1. *Der Rektor*
 - 3.5.2. *Die Magister*
 - 3.5.3. *Die Schüler*
 - 3.6. *Die wichtigsten Schulordnungen für die Stephansschule*
 - 3.6.1. *Schulordnung von 1446*
 - 3.6.2. *Schulordnung von 1558*
 - 3.6.3. *Der Fall Kleinschnitz*
 - 3.6.3.1. *Inhalt*
 - 3.7. *„...mein Platz an deiner Seite...“ – Starthilfe für die Wiener Universität*
 - 3.8. *Bekannte Rektoren der Stephansschule*
 - 3.9. *Tatort Schule von St. Stephan – ein Grabungsbericht*
- 4. *Artes mechnicae – das Lernen des Handwerkes*
 - 4.1. *Handwerk und die Stadt Wien*
 - 4.2. *Bruderschaften und Zechen*
 - 4.3. *Wie werde ich Lehrling?*
 - 4.4. *Die Lehrzeit*
 - 4.5. *Der Geselle*
 - 4.6. *Eine Ausnahme – die kaufmännische Lehre*
 - 4.7. *Das Handwerk eine Kunst? – die artes*

5. Schluss

6. Bildanhang

- 7. Bildverzeichnis**
- 8. Quellen- und Literaturverzeichnis**
- 9. Zusammenfassung**
- 10. Lebenslauf**

Vorbemerkung

Die Diskussionen über Erziehung und Ausbildung unserer Kinder wird heute immer hitziger. Die Regierung startet einen Schulversuch nach dem anderen, Eltern werden wahrscheinlich auch bei öffentlichen Schulen Schulgeld zahlen müssen, Stunden werden gestrichen... die Liste könnte noch länger so weitergeführt werden.

Eltern fragen sich welche beruflichen Wege die Kinder einmal einschlagen sollen. Was bringt den großen Erfolg? Welcher Job ist heute sicher? Die Angst vor der Arbeitslosigkeit lässt einem wahre Panikattacken bekommen. Die heißen Tipps, wie Netzwerkbetreuer oder Computerführerschein, überleben sich schneller als man sie aussprechen kann. Politik und Wirtschaft können oder wollen nicht helfen. Der einzelne Mensch beginnt zu blockieren oder flüchtet in diverse Seminare, um seinen Weg zu finden (oder auch nicht). Nie war die Unsicherheit größer als heute! Diese Gedanken geistern in jeden elterlichen Kopf früher oder später herum. Unterstützung und Beratung gibt es an jedem Ende nur... wie tief geht sie? Geht es wirklich um den Mittelpunkt unserer Fragen? – Das Kind? Den Jugendlichen?

Hört Mann/Frau Diskussionen und Dokumentationen über die Ausbildung und welchen Weg man gehen sollte, fühlt sich Mensch irgendwie dirigiert. „Es gibt kaum Nachwuchs bei den sozialen Berufe“ und – schwupp! – schauen wir, dass die Jugend dorthin geht. „Wir brauchen keine Geschichteprofessoren“ – das erste bei der Einführungsvorlesung war, „Sie haben keinerlei Berufschancen. Hören sie gleich wieder auf!“. Ist Bildung wirklich nur mehr ein Hin- und Herschieben der Menschen? Dass sich bei Eltern, Schülern und Lehrern der Frust ausbreitet ist logisch und erschwert das Arbeiten ungemein.

Dass dem wirklich so ist, erlebte ich bei einer Museumsführung. Die begleitende Lehrerin warnte den Führer vor, dass die 15-jährigen Schüler wahre „Monster“ seien und „ein erkleckliches Arbeiten kaum möglich sei“. Noch dazu sollte die Führung vom Blickwinkel einer Projektarbeit der Klasse ablaufen. Was dann geschah, war eigentlich kaum zu glauben. Der Museumsführer baute eine Verbindung zu den Jugendlichen auf und es wurde zu einem wunderbaren Ereignis. Für die Projektarbeit wurden Notizen gemacht, die Schüler stellten interessierte Fragen und auch für Humor war Platz. So entstand eine gute Atmosphäre.

Also doch keine Monster?

Sieht man sich den Schulbetrieb an, bemerkt man als erstes den Druck! Druck auf die Lehrer, dass sie das Lehrziel mit allen Kindern erreichen müssen (wie auch immer). Druck auf die Kinder, damit sie dieses Ziel erreichen (sei es mit hängender Zunge oder Seele). Bei manchen kommt dann noch der Druck der Eltern auf die Kinder dazu, dass sie alles noch mit Auszeichnung bestehen.

Für eine Charakterbildung, wie sie Hugo von St. Victor verlangte, bleibt da keine Zeit (woher auch!). Die Gefahr scheint groß, dass wir uns hier verlieren und keinen Leitfaden mehr finden, der unbedingt nötig wäre.

Auffallend ist, dass eigentlich nicht mehr der Mensch – oder besser - das Kind im Mittelpunkt steht. Je höher die Ausbildung desto unpersönlicher die Behandlung. Sollte das einmal nicht der Fall sein – so ist es ein wahrer Glücksfall. Augustinus forderte die Lehrer auf, sich mit Freude ihrem Beruf zu widmen. Ich glaube, bei manchen Lehrern würde er verzweifeln. Sie haben offensichtlich ihre Freude verloren und befinden sich in einem Teufelskreis.

Damit verbunden sind natürlich die Kinder. Sehe ich ständig einen Menschen vor mir, der keinerlei Freude dabei empfindet, wenn er mit mir arbeitet, würde ich mich auch zurückziehen. Das ist wohl eine verständliche Reaktion. Dazu kommen dann noch pubertäre Entwicklungsphasen, die eine Zusammenarbeit sowieso erschweren. Es entstehen zwei Fronten, die sich immer mehr erhärten.

Bei meiner Arbeit mit Kindergärten und Schulen habe ich aber erlebt, dass gerade das Öffnen dieser Erstarrung ein wunderbares Erlebnis ist. Kinder und Jugendliche sind überaus dankbar über Zuwendung und Aufmerksamkeit. Sie spüren Begeisterung des Lehrenden und lassen sich dadurch motivieren. Zurück kommt Interesse, kreative Ideen und im besten Fall eröffnet sich die Gedankenwelt des Kindes oder Jugendlichen.

Der Lehrberuf ist sicher nicht einfach, aber unwiderstehlich interessant, wenn man bereit ist, sich auf die Schüler einzulassen. Eine schwierige Sache, denn es braucht Flexibilität, eine ausgeprägte Liebe zu seinem Beruf und zu Kindern und Jugendlichen sowie eine große Portion Verantwortungsgefühl.

Mit der Weitergabe seines Wissens und der Art, wie er es tut, greift der Lehrer formend in die Erziehung ein. Er hat die Möglichkeit, Talente und Begabungen aufzudecken und zu fördern. Mit Hilfe der Eltern kann der Lehrer den Jugendlichen soweit leiten, dass er auch noch die richtige Berufsauswahl treffen kann. Und damit ist nicht „richtige Berufsauswahl“, wie sie oben beschrieben ist, gemeint sondern „richtig“ im Sinne des Menschen und seiner Fähigkeiten.

Denn eine gute und fundamentierte Ausbildung und das daraus resultierende Können ist eine Basis für eine positive zukünftige Entwicklung des Jugendlichen – im beruflichen wie seelischen Bereich.

Die heutige Krise in Bereich Berufsfindung bzw. Weiterbildung resultiert sicher aus dieser Ratlosigkeit und man beschreitet ganz bewusst einen Weg, der keine Zukunft hat. Es ist modern sich an schnelle Effekte in der Bildung oder Jobbeschaffung zu binden. Unsere Gesellschaft wirft den, von ihr so empfundenen, Ballast ab ohne auf die gute Basis der Bildung zu achten. So geschieht es auch mit dem Fach „Geschichte“. Es ist eine „Sache von gestern“ und wird nicht als trendig empfunden. Doch über all dem übersehen wir, dass die Gegenwart nur soweit zukunftssträftig sein kann, soweit wir die Vergangenheit unserer Gegenwart kennen.

Eigentlich ist uns das Mittelalter sehr vertraut (wie auch das steigende Interesse an diesem Zeitraum bezeugt):

Wir suchen Gewissheit in den Traditionen, weil die Unsicherheit vor dem Kommenden steigt. Die Kritik an den bestehenden Verhältnissen lässt uns einen Ausweg oder eine ähnliche Situation in der Vergangenheit suchen. Und die Neugier auf Unbekanntes ist ebenso groß wie früher. Haben wir dann das Neue gefunden, ist der Streit von Meinungen und Interessen unausweichlich. ¹

In unseren Zeiten gibt es nun mehr die Frage: „Welches Wissen und welche Bildung brauchen wir?“

Man kann diese Frage nicht beantworten, denn Bildung und Wissen leben und können nicht einfach festgelegt werden. ²

Ich habe mich bei der Strukturierung des Buches am Bau eines Hauses orientiert. Gerade die Bildung ist ein Bereich, die ein solides Fundament braucht. Ohne

¹Vgl. Martin Kintzinger, Wissen wird Macht, Ostfildern 2003, 16-18.

² Vgl. Kintzinger, Wissen wird Macht, 23.

gefestigter Basis und guter Bautechnik in den Stöcken, muss man von einem weiteren Ausbau des Gebäudes absehen.

Jede Zeit hat ihren Stock dazu gebaut. Der eine Stock ist besser in der Bausubstanz der andere nicht. Heute sind wir wieder dabei einen Stock fertig zustellen. Doch aufgrund von Planlosigkeit oder zu hochfliegenden Plänen und schlechten Baumaterials kommen wir nicht zur Fertigstellung.

Vielleicht wäre ein Rückblick zu den „alten“ Theoretikern, wie Augustinus, Gerson oder Hugo von St. Victor eine Lösungsmöglichkeit!?! Denn ein Schritt zurück kann auch oft einen Fortschritt ergeben.

Holen wir uns Impulse für neue Überlegungen, um wieder den Boden unter unseren Füßen zu finden!

Einleitung

Bildung ist für uns heute ein Zurückdrängen des Analphabetismus. Das Mittelalter stellte hier die ersten und entscheidenden Weichen für diesen langwierigen Prozess in Europa.

Der Bildungsbegriff an sich stand außerhalb von traditionellen Formen und Ziele der Schulwelt. Schon alleine die Anzahl der lateinischen Bezeichnungen für Bildung zeigen, dass hier auch die ethische Dimensionen und Kulturzusammenhänge eine Rolle spielen.³

Im Mittelalter lernten die Menschen solange bis sie die Gesetze der Natur beherrschten. Heute zählen Daten und Fakten. Im Mittelalter aber war, das Wichtigste am Wissen, dass man wusste, *woher* etwas gewusst wurde oder nicht wissen durfte. Das Ziel sollte die Annäherung an die Vollkommenheit Gottes sein.⁴ Wie Kintzinger ausführt, definierte man im Spätmittelalter die Begriffe „Bildung“ und „Ausbildung“ nicht klar und eindeutig. Die Menschen wussten, dass ein Gebildeter eine *Ausbildung brauchte* und der *Ausgebildete Bildung hatte*. Das Eine ohne dem Anderem konnte also nicht existieren.⁵

Wir definieren uns heute über unser Wissen und Können. Seit der Globalisierung änderte sich das Verständnis für Bildung noch weiter. In den 80ern des 20. Jhs. bedeutete es ein bürgerliches konservatives Menschenbild und die Bewahrung von einem Wissensstand, der von Generationen zusammengesammelt wurde. Im 21. Jh. scheinen es vor allem Informationen zu sein, die man jederzeit abrufen, ersetzen oder erneuern kann. Es entstand eine *Informationsgesellschaft*.

Doch ist dies wirklich das „gelobte Land“?

Das erklärte „Himmelreich“ sei jetzt die Wissensgesellschaft, womit man eine Vielzahl von Wissensbeständen meint, die man brauche, um sich in der Gegenwart orientieren zu können und die Zukunft zu bewältigen. Je nach Bedarf werden die Wissensgebiete, wie Bausteine, zusammengesetzt.⁶

³ Vgl. Ludwig Böhm, Erziehungs- und Bildungswesen, Lexikon des Mittelalters 3. CD-ROM Ausgabe, Stuttgart, 2000 (in weiterer Folge abgekürzt „LexMA“), 2196.

⁴ Weiterführend bei: Kintzinger, Wissen wird Macht, 11.

⁵ Vgl. Kintzinger, Wissen wird Macht, 13.

⁶ Vgl. Kintzinger, Wissen wird Macht, 22.

Will man Wissen definieren, so würde sich folgende Überlegung anbieten:

- ☀ rationales Denken – das bedeutet Fortschritt und somit eine Erkenntnis als Ergebnis
- ☀ das Strategiedenken zur Lebensbewältigung ⁷

Für das Mittelalter würde dies bedeuten, dass sich eine Vorform des rationellen Wissens entwickelte. Damit entstand ein methodisches Wissen von Ordnungen und Vorstellungen sowie die Möglichkeit sein Leben danach zu beeinflussen.

Anders gesagt: man kann, laut Kintzinger, das Wissen in ein sogenanntes *Bildungswissen* und *Handlungswissen* einteilen.

Das *Bildungswissen* wurde auch damals schulisch erlernt – im Mittelalter geschah dies im Rahmen der *septem artes liberales*. Erst nach der Ausbildung in den Sieben Freien Künsten, gehörte man zu den Menschen mit Deutungskompetenzen - das heißt - sie erklärten Ergebnisse nach theologischen und naturphilosophischen Erklärungsmustern. So wurde in der Musik die göttliche Vollkommenheit in den Harmonien erkannt. An ein praktisches Musizieren wurde nicht gedacht und der Chorgesang wurde liturgisch verstanden und nicht mit der Ausübung von Musik gleichgesetzt.⁸

Handlungswissen hatte praktische Wurzeln. Es konnte schriftlich wie mündlich, auf Latein oder oral in Volkssprache zwischen den Generationen überliefert werden. Die Wissensträger hatten *Handlungskompetenzen*.

Was heißt das nun?

Diese Kompetenzen ermöglichten dem Wissenden zum Beispiel, die praktische Verrichtung seiner Arbeit, Gewohnheiten sowie Lebenspraktiken passend nach seinem sozialen Stand und der jeweiligen Situation einzusetzen. Eben dieses anwendungspraktische Wissen ist sehr wichtig und wurde durch die praktische Ausbildung auf vielfältige Weise vermittelt.

Die Ausbildung eines Lehrlings wäre wohl das beste Beispiel für diese Weitergabe von *Handlungswissen*. Während einer solchen Ausbildung wurde man ein Wissender der *Sieben Mechanischen Künsten*; dazu gehörten die Handwerker, Kaufleute und

⁷ Vgl. Kintzinger, Wissen wird Macht, 25.

⁸ Vgl. Kintzinger, Wissen wird Macht, 26f.

Schreiber – und nicht zu vergessen – die Adeligen mit den Kenntnissen im Kriegshandwerk.

Der große Unterschied zwischen diesen beiden Wissensarten *Handlungs-* und *Bildungswissen* war, dass man das *Handlungswissen* weitergab, um den Gebrauch zu garantieren und nicht das Wissen zu konservieren. Das *Handlungswissen* konnte Teile von *Bildungswissen* und auch Wissenschaft beinhalten, aber das Grundprinzip hieß: Praxis.⁹

Eines muss aber bei der Betrachtung von Wissen, Ausbildung und Bildung im Mittelalter immer beachtet werden: die Schwerpunkte des *Bildungs-* und *Handlungswissens* hängen von verschiedenen Faktoren ab, von denen Region, Politik, Wirtschaft wohl die wichtigsten sind. Daher versuche ich den geographischen Rahmen auf das heutige österreichische Gebiet zu fixieren. Dies soll der Rahmen sein, in dem meine Arbeit eingebettet ist. Politik und Wirtschaft sind fließende Faktoren, die bei der Betrachtung von Wissen und Bildung immer in Bewegung sind. Ein immer wiederkehrender Hinweis auf diese Veränderungen ist nötig, um auch die Entwicklungen im Bildungs- und Wissensbereich zu erklären.

Im österreichischen Raum ist die Darstellung des Zusammentreffens des römischen mit dem „germanischen“ Erziehungsmodell sehr schwierig; daher wird dies nur einleitend kurz erwähnt werden. Das römische Modell ist uns aus den Schriften der römischen Philosophen bekannt, doch das der Germanen kaum - bedingt durch das Fehlen von schriftlicher Überlieferung. Welche Wirkungen dieses „Rendezvous“ zweier Modelle im österreichischen Raum zeigte, kann noch nicht nachgewiesen werden. Jedoch ist von einer nachhaltigen Wirkung auszugehen, weil das antike Modell das Mittelalter lange Zeit beeinflusste.

In dem nachfolgenden Kapitel über die Wirkung des Christentums auf die Bildung soll das christliche Bildungsideal erklärt werden und dabei der Frage nachgegangen werden, wie die antike Bildung „kirchenfähig“ gemacht wurde. Dabei werden die wichtigsten Vertreter und ihre Ideen genannt werden. Zum Vergleich wird die Realität aufgezeigt.

⁹ Vgl. Kintzinger, Wissen wird Macht, 27.

Danach bespreche ich die kirchlichen Schulen und warum gerade die Kirche hier eine Monopolstellung errungen hat. Karl der Große setzte mit der Karolingischen Renaissance neue Maßstäbe für ein globales Bildungssystem.

Im Laufe der Zeit entstanden verschiedene Schularten: Klosterschulen aber auch Pfarrschulen und Außenschulen der Klöster. Im Gegensatz dazu steht die Laienbildung, die häufig ohne die Institution Schule auskam. Weitergeführt wurde die Laienbildung in der zweiten Hälfte des Hochmittelalters durch das Modell der höfischen Erziehung für Knaben und Mädchen.

Für das Hochmittelalter soll anhand der bürgerlichen Lateinschule St. Stephan die Struktur einer Lateinschule als exemplarisches Modell aufgezeigt werden. Wie wurde sie organisiert? Welche Macht hatte der Rektor? Wie wurde sie finanziert? usw. Auch der Schulalltag in einer Lateinschule wird beschrieben – soweit es möglich ist. Denn viele Fragen konnten noch nicht von der Forschung beantwortet werden. Mit der Besprechung der „septem artes liberales“ veranschauliche ich die Grundlagen des Lehrplanes einer Lateinschule etwas detaillierter.

Den Lateinschulen stelle ich die Deutschen Schulen gegenüber. Es wird erklärt, warum die Deutschen Schulen entstanden und sie sich trotz Konkurrenzkampf halten konnten. Wie der Lehrplan aussah und wie unterrichtet wurde, ist ebenfalls Thema des Kapitels.

Das nächste Kapitel beschäftigt sich mit den theoretischen Schriften des Bildungswesens im Mittelalter. Es ist wichtig zu wissen, wie das Bildungsideal aussah und welche Ziele die Schulen verfolgten und wie sich der wissenschaftliche Geist veränderte.

Die Bücher, die ich für die Diplomarbeit verwendet habe, sind viele an der Zahl. Es war ein spannendes Puzzlespiel, bei dem die einzelnen Teile zeitweise nur über Umwege zu finden waren.

Ganz besondere Freude machte mir die Arbeit mit den Büchern und Artikeln von Anton Mayer, dessen Artikeln und Bücher aus dem 19. Jh. stammen. Auf der

anderen Seite stimmte es mich auch traurig, dass es über die Schule von St. Stephan kein eigenes Büchlein mehr gab außer das von Mayer aus dem Jahr 1880. Hier sei auch noch die „Geschichte des österreichischen Bildungswesens“ von Engelbrecht genannt, das ein Basiswerk über dieses Thema darstellt. Liest man seine Artikeln in den Jahrbüchern des Kremser Gymnasiums, erkennt man die liebevolle und detailreiche Forschungsarbeit, die der Autor seiner Bücherreihe voranstellte.

Das Fundament

Die eigentliche Absicht des Kaiser Augustus war es, einen Art Puffer gegen die germanischen Stämme aufzubauen. Daher entstanden die Provinzen Rätien, Noricum und Pannonien. In diesen Provinzen trafen nun das einheimische Volk und die römischen Zuwanderer auf einander. Das Ergebnis war eine Änderung der rechtlichen und politischen Ordnung. Dieser Prozess dauerte eine geraume Zeit, weil die lokalen Verhältnisse die Veränderungen bremsen oder unterstützten.

Vorrangiges Ziel war die römische Verwaltung und Kultur in den neuen Provinzen zu festigen. Um dies zu erreichen, dienten die Schulen unter den Römern vor allem der Verbreitung der römischen Kultur.¹⁰

1. Was beinhaltete nun das römische Erziehungsmodell?

Die Römer übernahmen von den Griechen das Schulwesen mit leichten Angleichungen an die eigenen Verhältnisse. Ein wesentlicher Unterschied war, dass die römischen Schulen privat waren (die griechischen Schulen unterstanden einer öffentlich-staatlichen Regelung) und keine feste Organisationsform hatten. Auch der Aufbau der allgemeinbildenden höheren Schulen wurde von den Römern fast unverändert von den Hellenen übernommen – wieder ohne staatlich verwaltet zu sein. Die staatliche Verwaltung griff erst ein, als die Armut um sich griff.

Die *Elementarschulen* waren der Platz an dem Lesen und Schreiben sowie Rechnen gelehrt wurde. Der Inhalt und die Zielsetzung waren in den höheren Schulen eine Kopie des hellenistischen Modells. Musik- und Sportunterricht fanden beim höheren Unterricht im römischen Schulwesen nicht statt.



01 Wandkritzelei: Schüler und Pädagoge, 4. Jh., Bruckneudorf

¹⁰ Vgl. V. Gassner/S. Jilek, Die Frühzeit, in: Herwig Wolfram (Hg.), Österreichische Geschichte 15v.Chr. – 378 n.Chr., Bd. 2, Wien, 2002/2003, 78-80.

Ein Grammatiklehrer unterrichtete in einer eigenen *Grammatikschule* gegen Bezahlung Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache. Gelernt wurde durch Vor- und Nachsprechen.

In den *Rethorikschulen* stand die Vermittlung des theoretischen Gerüsts der Rhetorik im Mittelpunkt. Man lernte durch das Lesen von Prosalektüre (Geschichtswerke und Reden) und mittels Deklamationsübungen. Doch der Rethorikunterricht war eine Einführung – das tatsächliche Studium konnte erst danach erfolgen. Mit 11/12 Jahren besuchte der Jugendliche den Unterricht in griechischer Sprache und Literatur.¹¹ Im römischen Reich bevorzugten die reichen römischen Bürger den Privatunterricht im eigenen Hause. Öffentlicher Unterricht fand in einem Laden in der Nähe des Forums statt. Ein für schulische Zwecke genutzter Raum konnte auf österreichischem Gebiet, laut Helmut Engelbrecht, noch nicht archäologisch festgemacht werden.¹²

1.1. Der Unterricht

Der Raum wurde nur durch einen Vorhang vom Treiben auf der Straße getrennt. Der Lehrer saß auf einem Sessel und die Schüler auf Holzstühlen. Geschrieben wurde auf den Knien.

Als Beschreibstoffe dienten Holztäfelchen, die mit Scharnieren oder einem Band miteinander verbunden waren. Überzogen waren die Täfelchen mit einer Wachsschicht, die man mit einem Schreibgriffel. Das eine Ende des Schreibgerätes war spitz und das andere flach, was zum Ausradieren des Geschriebenen diente. Es gab aber auch die Möglichkeit mit Tinte und einem angespitzten Schilfrohr zu schreiben. Die Schreibtäfelchen hatten in diesem Fall keine Wachsschicht und man konnte mit einem Schwämmchen die Buchstaben löschen. Der Lese- und Schreibunterricht gingen Hand in Hand. Das Schulfach der Mathematik beinhaltete das Erlernen der Zahlen und einfache Rechnungsarten.



02 Grabmedaillon, 100, Wagna bei
Leibnitz

¹¹ Vgl. H. Cancik (Hg.), Der neue Pauly, Enzyklopädie der Antike, Bd. 11, Stuttgart, 2001, 264-265.

¹² Vgl. H. Engelbrecht, Erziehung und Unterricht im Bild, Wien, 1995, 26.

Die beiden wichtigsten Säulen der Methodik und Didaktik waren:

☼ das Gedächtnis

☼ das Nachahmen

Schöpferische Selbständigkeit wurde nicht gefördert. Erst unter den Kaisern kamen kleine Hilfsmittel zur Anwendung, um das Lernen zu erleichtern und den Lerneifer anzuspornen. Es war unter anderem üblich Backwerk in Form von Buchstaben als Belohnung an die Schüler zu verteilen.

Bücher wurden im Unterricht kaum verwendet – nur Lesebücher sind uns heute bekannt. Bei den Römern war es unter anderem das Zwölftafelgesetz oder die lateinische Übersetzung der Odyssee von Livius Andronicus.

Erst im höheren Unterricht wurden mehr Bücher verwendet. Hier standen das Studium der Sprachkorrektheit und die Diskussion um die klassischen Autoren im Mittelpunkt. Zu dieser Auswahl gehörten die Texte des Sallust, Cicero und Vergil, kommentierte Schriftstellerausgaben und Zusammenfassungen von wichtigen Wissensgebieten.¹³ Weiters gab es Unterricht in Rechtswissenschaften, dafür trat die Mathematik in den Hintergrund, und mit dem Sprachunterricht fand eine Unterweisung in römischer Geschichte statt. Im Wesentlichen ging es darin um Beispiele von vorbildhaften Verhaltensweisen von römischen Vorfahren.

Hochschulen waren eigentlich nur für Jünglinge gedacht und zwar ab dem 16. bis 20. Lebensjahr. Hier lernten sie die Theorie und Praxis der Sprechkunst, Stilistik und Redegewandtheit. Sie verfassten unter anderem Erzählungen und Lobreden. Die jungen Männer wurden auf die Anwaltslaufbahn vorbereitet. Normalerweise schlossen die Studienjahre mit einer Reise nach Athen und anderen griechischen Bildungszentren, wo man noch weiter Philosophie studierte, ab.¹⁴

1.2. *Zwei bedeutende Männer der Bildung*

Der Verdienst griechische und römische Bildung vereint zu haben, gebührt *Cicero*. Er stammte aus dem Ritterstand und war einer der großen römischen Redner, Politiker und Schriftsteller. Er war einer der Studenten, die ihre Ausbildung in Athen

¹³ Vgl. Dr. Friedmar Kühnert, Das Schulwesen in der Antike, in: Johannes Irmscher (Hg.), Lexikon der Antike (in weiterer Folge abgekürzt „LDA“), Berlin, 1990, 529-531.

¹⁴ Vgl. Kühnert, Bildung, in LDA, 94-95.

vervollkommneten und dann in Rom als Prozessredner große Erfolge feierten, was ihm das Tor zur Politik öffnete.¹⁵

In seinem Buch „de oratore“ hielt er fest, dass der ideale Staat nach der Theorie der Griechen arbeiten sollte aber die Römer für die praktische Durchführung zuständig sein sollten. Cicero stellte kein Bildungsideal auf – er legte Empfehlungen nahe. Wichtig war, dass der Gebildete im Dienst der *res publica* erfolgreich sein sollte. Doch er nahm nicht nur seine Selbsterfahrung zur Hand, sondern befasste sich auch mit den Konzepten von anderen Autoren.

In seinem Ideal sollte die Ausbildung von zwei Inhalten getragen sein: die *philosophia* und die *eloquentia*.¹⁶ Die *philosophia* hatte zwei Funktionen:

- 🔥 politische Entscheidungen vorzubereiten
- 🔥 enttäuschte Politiker zu trösten

Die *eloquentia* aber richtete sich auf die Ziele, während die *philosophia* diese festlegte. Mit der Ausbildung in beiden Fächern betrat Cicero einen neuen Weg in der Bildung, der noch lange nachdauerte – eine Generation später war diese Ausbildung schon selbstverständlich.¹⁷

In der Kaiserzeit kam es zu Bildungsdiskussionen und Missstände wurden immer wieder zur Sprache gebracht. Die Probleme wurden weder verkleinert noch vertuscht. Zu einer Lösung kam es aber nicht, weil die Nachfrage nach der alten Ausbildung von den Eltern zu groß war. Doch der Wille zur Verbesserung war vorhanden.

Quintilian, ein berühmter römischer Rhetoriklehrer in der Kaiserzeit, war geprägt von Ciceros Werken. Er selbst lehnte die Übertreibungen bei der Ausbildung ab - seine Basis war die *natura*, d.h. die natürlichen Veranlagungen des Schülers. Als Lehrer kann man diese mehren oder auch Grenzen setzen. Jedoch sollte sich der Erzieher nicht gegen diese Veranlagungen stellen sondern diese erkennen und danach handeln.¹⁸

¹⁵ Vgl. Kühnert, Cicero, in: LDA, 121-122.

¹⁶ Vgl. H. Dörrie, Ziel der Bildung – Wege der Bildung, in: Robert Muth (Hg.), Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Innsbruck, 1972, 11-13.

¹⁷ Vgl. Dörrie, Ziel der Bildung, 13.

¹⁸ Vgl. Dörrie, Ziel der Bildung, 14f.

Es ist nun davon auszugehen, dass das römische Schulmodell durch den Handel und die Soldaten des Römischen Reiches im österreichischen Raum bekannt war und vielleicht auch praktiziert wurde.

2. Das Christentum – Welche Wirkung hatte es?

2.1. *Auf Land und Leute*

In Herwig Wolframs „Österreichischen Geschichte“ kann man lesen, dass wahrscheinlich das Christentum schon unter Marc Aurel im österreichischen Raum Eingang gefunden hat. Zwar betraf das nur einzelne kleine Gruppen aber in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts gab es auch schon die ersten ernst zunehmenden Nachrichten über christliche Gemeinden. Durch die Heiligenviten erfahren wir einiges über die Existenz der Gemeinden auf österreichischem Gebiet (man lese nur die Vita des hl. Florian). In der Frühzeit des Christentums fehlten aber noch die sakralen Gebäude und auch die Würdenträger der Kirche.

Im Laufe des 4. Jahrhunderts begann sich das organisierte christliche Kirchenleben zu entwickeln. In den großen römischen Städten erbaute man nun die Kirchen – oder besser gesagt Bethäuser - und setzte Oberhäupter als zuständige geistliche Verwaltungspersonen ein – genannt sei hier das wahrscheinlich älteste Kirchengebäude auf österreichischem Gebiet in Virunum (Zollfeld/Kärnten)¹⁹

Die Bischöfe, die von den Gruppen gewählt wurden, übernahmen auch weltliche Verwaltungsaufgaben, wie die Verteidigung der Stadt und des umliegenden Landes. Den Presbytern oblag der tägliche Gottesdienst.

In dieser bereits bestehenden monastischen Struktur lebte der Hl. Severin. Die Lebensgeschichte, von Eugippius verfasst, gibt uns lebensnahe Einblicke in die Zeit der Völkerwanderung. Severin lebte an der Schwelle eines Wechsels, in der alte Formen auf Neue treffen.

Die Romanen waren sich selbst überlassen – es gab keine Zentralgewalt mehr und auch keine lokalen Verwaltungsbehörden mehr. Die Bischöfe hatten meist die Aufgaben übernommen.

¹⁹ Vgl. S. Ladstätter, Die Spätantike, in: H. Wolfram (Hg.), Österreichische Geschichte, Bd. 2, Wien, 1995, 357.

Der militärische Schutz war gar nicht mehr gegeben, weil die Soldaten ihren Sold nicht bekamen und so die Garnisonen sich auflösten. Damit gingen Plünderungen und Überfälle einher, die Verwüstungen von Orten und Verschleppungen von Bevölkerung mit sich brachten.

Die Wirtschaft war von diesen politisch-militärischen Gegebenheiten natürlich beeinflusst. Die Bodenbewirtschaftung war äußerst beschränkt. Handel und Verkehr kamen zum Erliegen. Der Lebensstandard sank damit ab und Versorgungsschwierigkeiten traten auf. ²⁰

Die kirchliche Organisation war personell und auch materiell gut ausgebaut. Kirchen und auch Klöster sind im österreichischen Raum aufzufinden. Die Mission aber dürfte im norischen Bereich abgeschlossen gewesen sein. Denn in der Vita ist nur einmal kurz die Rede von einem heidnischen Kult. ²¹

2.2 Auf das Bildungsideal

Die christliche Erziehung nahm sehr wohl Elemente der antiken Bildung in sich auf. Doch der Glaube gewann hier die Oberhand und die Schulbildung trat in ihrer Bedeutung zurück. Wichtig war die Unterweisung in den Glauben und das Aufrechterhalten der christlichen Religion. Damit war die Zugehörigkeit der Menschen an die Kirche gesichert. Die Bildungs- und Erziehungsaufgabe wurden von der Kirche folgendermaßen formuliert:

„Erziehung ist die Gottesfurcht, die ein Unterricht in der Verehrung Gottes und eine Unterweisung zur Erkenntnis der Wahrheit und eine richtige, zum Himmel empor führende Leitung ist“. ²²

Ausgehend von den Inhalten des Neuen Testaments wurde Jesus Christus als der alleinige *paidagogós*, der alleinige Lehrmeister, dargestellt und diesem galt es zu gehorchen. ²³ Man nehme nur eine Stelle aus dem Lukasevangelium, 418-438, in der Jesus als Lehrer in Karpharnaum auftritt. ²⁴

²⁰ Vgl. Eugippius, Das Leben des hl. Severin, Übersetzung, Kommentar, Einleitung und Anhang von R. Noll, Linz, 1947, 47.

²¹ Vgl. Eugippius, Das Leben des hl. Severin, 48.

²² Vgl. Helmut Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, Wien, 1982, 85.

²³ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 85.

²⁴ Vgl. Die Hl. Schrift des Alten und Neuen Bundes, Freiburg, ⁵1973, 1451.

Nun blieb aber in den frühen Jahrhunderten trotz der Christianisierung die Verbindung zu den Erkenntnisformen und dem Wissensbesitz der Antike bestehen. Die Ansprüche an die „ratio“ hielt man weiter hoch. Der griechische Osten übernahm die Inhalte ohne diese zu verändern und nutzte sie als Basis im christlichen Sinne. Mit diesem Vorgehen sprachen sie die Bildungsschicht an, die noch an den alten Bildungsidealen orientiert war.

Im Westen folgt man diesem Gedankengang nicht. Die Praxis aber verlangte ein Arrangement mit der bestehenden Schulbildung, um den Kirchenvätern, die ja in dem antiken Schulsystem lernten, ihre Gültigkeit zu belassen. Um im Sinne des Hieronymus zu sprechen, war es einfach notwendig für die Knaben diese heidnischen Autoren zu lesen. Jedoch müsse es doch möglich sein den Unterricht auf der Bibel aufzubauen.²⁵

2.3. *Augustinus und Cassiodor – zwei Männer mit neuen Ansichten*

Augustinus, einer der Kirchenväter, erlebte in seiner Ausbildung im 4. Jh. ein starkes lateinisches Element. Er war der Sohn eines heidnischen Gemeinderates und einer christlichen Mutter. Augustinus selbst trat nach seinem Studium sowie seiner Lehrtätigkeit in Mailand dem Christentum bei und wurde mit 42 Jahren Bischof von Hippo.²⁶ In seiner Arbeit *de doctrina christiana* machte er den entscheidenden Schritt und begann das weltliche Wissen in die christlichen Weisheiten einzubauen. Das philosophische Denken aus den antiken Lehren wurde dabei weiter verwendet. So meint er, dass

„...das eigene Denken bringe die Wahrheit, die von innen her unseren Geist regiert, ans Licht...Gott hat Zugang zur Seele eines jeden, er ist der wahre Lehrer...“²⁷

In seinem Buch *De catechizandis rudibus* forderte Augustinus, damals schon Bischof von Hippo, eine Auswahl des Lehrstoffes, um die Lernfreudigkeit beim Schüler zu erhalten. Um die Ermüdung der Zuhörer in Grenzen zu halten sollte man einen Scherz einbauen. Den Bildungszustand des Schülers müsse man als Lehrer

²⁵ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 86.

²⁶ Vgl. Erna und Hans Melchers (Bearbeitung C. Melchers), Das große Buch der Heiligen, Geschichte und Legende im Jahreslauf, München, 1978, 547-551.

²⁷ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 86.

berücksichtigen - außerdem ermahnt er den Lehrer, dass er von Liebe zum Schüler und von der Freude am Unterrichten durchdrungen sein sollte.²⁸

Eine zweite Person, die großen Einfluss auf das Bildungsideal der Spätantike nahm, war *Cassiodor*. Er kam aus einer vornehmen Familie, die in Syrien ihre Wurzeln hatte und wurde schon mit 15 Jahren zum Berater seines gleichnamigen Vaters ernannt und danach war er von 507-511 als Quästor tätig. Seine Karriere verlief kontinuierlich bergauf und schließlich wurde er zum Patricius erhoben. Unter anderem versuchte er eine theologische Hochschule in Rom aufzubauen (mit Einverständnis des Papstes Agapet I.). Leider scheiterte das Unterfangen am Gotenkrieg in Italien.²⁹

Neu bei Cassiodor war, dass er die klassische Gelehrsamkeit mit christlichen Bildungszielen verband. In seiner Schrift *Institutiones divinarum et humanarum lectionum* (ein zweiter Titel wäre: *Institutiones divinarum et saecularium litterarum*, doch ist er laut Brunhölzl nicht ursprünglich)³⁰ schuf er eine interessante inhaltliche Kombination: einerseits leitet er zum Studium der Heiligen Schrift an und andererseits findet man darin Hinweise für das praktische Leben. Zu den einzelnen Teilen der Bibel verfasste er Kommentare und führt dazu passende Schriften an. Bei der Erstellung einer Kopie stellte Cassiodor ganz bestimmte Regeln für seine Mönche auf. Bereiche wie die Orthographie und der Sprachgebrauch waren für ihn von großer Bedeutung. Cassiodor hielt aber auch den Eigenwert der Wissenschaften für sehr wichtig und erstellte in seinem zweiten Buch *Institutiones humanarum lectionum* ein Lehrbuch basierend auf den *septem artes liberales*. Er umriss die *artes* in dem Buch knapp. Die Inhalte nahm Cassiodor dabei aus den vorhandenen Lehrbüchern. Dabei ließ er sich von Augustinus und auch Boethius maßgeblich beeinflussen und sah in der Bibel schon die Ansätze zu den *septem artes liberales*.³¹ So war die Rhetorik für das Abhalten des Gottesdienstes brauchbar. Mit dem Einbau der klassischen Prinzipien rettete er das spätantike Erbe und stellte es unter den Schutz der Kirche.³²

Für kurze Zeit existierte eine Hochschule auf seinen Gütern in *Vivarium*, das ein Zentrum des religiösen und kulturellen Lebens war. Der Mittelpunkt dieser Hochschule war die Bibliothek, die auch extra betreut wurde. Neben dem

²⁸ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 86.

²⁹ Vgl. F. Brunhölzl, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters, Bd. 1, München 1975, 27.

³⁰ Vgl. Brunhölzl, Geschichte d. lat. Literatur, Bd.1, 37.

³¹ Vgl. Brunhölzl, Geschichte d. lat. Literatur, Bd.1, 37f.

³² Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd.1, 87.

Abschreiben wurde das Übersetzen die wichtigste Tätigkeit in einer Bibliothek. Nach seinem Tod wurde diese Schule geschlossen und die Bibliothek dürfte zumindest teilweise in den Lateran gekommen sein.³³

2.4. In den Randgebieten?

Der Bildungsstand in den Randgebieten des Römischen Reiches war sehr niedrig – auch bei der Geistlichkeit. Die Priester waren oftmals nicht einmal des Lateinischen mächtig. Doch drängt sich die Frage auf, ob zur Zeit Severins die Feinheiten der lateinischen Sprache wirklich das Wichtigste für die Tätigkeit eines Geistlichen im österreichischen Raum waren?

Nehmen wir noch einmal das Wirken des hl. Severin in Norikum als Beispiel. Über seine Bildung können wir trotz detaillierten Erzählungen des Eugippius nicht viel sagen außer, dass er von seinem Schüler als

*„...durchaus lateinischer Mensch...“*³⁴

bezeichnet wird. Eigentlich ähnelt seine Arbeit der, eines Nothelfers. Severin versorgte die Armen in der Stadt und übernahm neben seinem geistlichen Bereich auch den staatlichen. Und wenn wir Eugippius Glauben schenken, dann war sich Severin dieses Zustandes sehr wohl bewusst.³⁵ In Gebieten, wie Straubing oder Regensburg, konnten die dort lebenden Romanen ihre Traditionen weiterleben. Damit waren sie ein wichtiges Element bei der Bildung des frühmittelalterlichen Baiern.³⁶

Mit Sicherheit bestand die Bildung in großen (Bischofs-)Städten in den sogenannten Presbyterschulen weiter. Jedoch ist ein Verfall der Sprache und auch Bildung sicher zu verzeichnen gewesen und noch im 8. Jahrhundert erregte das falsche Zitieren der Taufformel den Unwillen des gebildeten Bonifatius. Es war sogar die Unbildung der Geistlichkeit im Lateinischen Thema auf einer Synode im Jahr 796.³⁷

In dieser Zeit des Überganges von alter zu neuer Zeit, verband sich die antike Erziehung fast ohne Veränderungen mit dem christlichen Denken und Tun -

³³ Vgl. J.M.Alonso-Nunez/J. Gruber, Cassiodor, III. Vivarium, in LexMA 2, 1553.

³⁴ Vgl. Eugippius, Das Leben des hl. Severin, 36.

³⁵ Vgl. Eugippius, Das Leben des hl. Severin, 41.

³⁶ Vgl. T. Fischer, Römer und Germanen an der Donau in: H. Dannheimer (Hg.), Ausstellungskatalog Die Bajuwaren, Von Severin bis Tassilo 488-788, München, 1988.

³⁷ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 88.

Engelbrecht zitiert aus Ballaups Werk *Pädagogik 1* für diese Verbindung die Bezeichnung

„...neue Matrix der abendländischen Gedanklichkeit...“.³⁸

Welche Schwerpunkte hatte nun diese neue „Matrix“:

- ☀ Da der Mensch ein Ebenbild Gottes ist, ist das höchste Ziel sich Gott anzunähern und die Nachfolge Christi anzutreten.
- ☀ In Gedanken und Einsicht unterliegt der Mensch keinem Zwang oder äußeren Gewalt. Das bedeutet nun, dass der Mensch sich frei für Gut oder Böse entscheiden kann. Doch soll er sich dem Willen Gottes ergeben. Damit bekam die Belohnung und Strafe in der Erziehung seine Berechtigung.
- ☀ Der gebildete Mensch ist vom Geist dominiert und kann somit seine Triebe und Begierden ausschalten oder zumindest verringern.
- ☀ Das menschliche Leben hat die Erkenntnis von Gottes Unendlichkeit zum Ziel. Diese Wanderung ist wichtig und ein Stehenbleiben bedeutete den geistigen Tod. Das Irdische ist unwichtig auch wenn man darin lebt.³⁹

Die Kirche benutzte nun die vorgenannten Lehrsätze in ihrem Bildungswesen, damit die Lernenden zu

„...erlösten Menschen...“⁴⁰

werden. Die christliche Lehre stand ab nun im Vordergrund der Bildung.

Die Lehrer wurden nun höher geschätzt – man sah sie als geistige Väter und man war froh sie für den Unterricht gewonnen zu haben. Sie waren die Vermittler des Glaubens und Wissens.

Auch das Ziel für die Schüler wurde ein anderes – man lernte lesen, um das Alte und Neue Testament lesen und verstehen zu können. Man schrieb, um das Verstandene bzw. sein eigenes Verständnis weiterzugeben. Gott war der einsichtige und letzte Beziehungspunkt. Mit dieser christlichen Motivation des Handwerkszeuges erschien das Erziehungs- und Bildungsideal sehr mächtig und geschlossen.⁴¹

³⁸ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 88.

³⁹ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 88.

⁴⁰ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 89.

⁴¹ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 89.

Diese Vorgänge – der Übergang des christlichen Glaubens und der lateinischen Bildung auf die spätantike und völkerwanderzeitlichen Bevölkerung, sowie das Füllen des antiken Bildungsrahmens mit christlichen Inhalten - waren langwierig und vollzogen sich daher langsam.⁴²

Die Kirche war in der Spätantike und im Frühmittelalter von den jeweiligen politischen Gegebenheiten abhängig und zugleich verstand sie sich aber als Lehrer und Träger der verbreiteten Glaubensinhalte.

Seit dem Niedergang des Römischen Reiches und dem Abschluss der völkerwanderungszeitlichen Entwicklungen entstanden neue christliche Schwerpunkte nördlich der Alpen. Für den österreichischen Raum war der Einfluss des bairischen Herzogshauses sehr wichtig. Die Agilolfinger trieben im 6. Jh. als christliches Herzogshaus die Missionierung auf österreichischen Boden voran.

2.4.1. Ein kurzer „Zwischenstopp“ bei den Agilolfingern

Garibald I. erscheint in den Quellen als erster Bayernherzog aus dem Geschlecht der Agilolfinger. Die städtischen Strukturen wie auch einige Familien waren aus den Zeiten des Römischen Reiches erhalten geblieben und beide bildeten Säulen auf denen die Agilolfinger aufbauen konnten. Am Anfang des 7. Jh. gelang es *Garibald II.* die Ostgrenzen zu verfestigen und damit die Basis weiter auszubauen. Mit Herzog *Theodo* begann der Aufstieg des bayerischen Geschlechtes. Durch seine innerpolitischen Aktivitäten und die Berufung von drei Reformbischöfen – *Rupert*, *Corbinian* und *Emmeram* – setzte er außergewöhnliche politische Aktivitäten. Die Baiern waren sicher Christen aber es existierten noch immer kleine lokale Inseln, auf denen sich eigene Kulte aus römischen Tagen erhalten haben.

Hier sei nur *Rupert*, Bischof von Worms genannt, der mit der Gründung von St. Peter in Salzburg auf österreichischem Gebiet tätig war. In Salzburg fand er den idealen Platz für die Klostergründung St. Peter und ließ hier - mit Genehmigung Herzog *Theodos* und dessen Sohn *Theodbert* - das frühmittelalterliche Zentrum für die Missionen und Ausbildung der Geistlichkeit im österreichischen Gebiet erbauen. *Rupert* gründete noch einige Klöster bzw. Zellen, doch sei hier festgehalten, dass der

⁴² Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 90.

bayerische Herzog das Oberhaupt der Kirche auf seinem Gebiet war und (noch) nicht der Papst.⁴³

Unter Odilo wurde *Virgil*, ein Mönch, der wahrscheinlich aus Irland stammte, Abt von St. Peter und später Bischof von Salzburg. Er war vor allem bestrebt die Stellung von Salzburg zu stärken. Dafür schreckte er auch vor längeren Konflikten nicht zurück – die Streitigkeiten mit der Familie Albina um die Maximilianszelle in Bischofshofen seien hier als Beispiel genannt. St. Peter bildete sich mit seinen Filiationen zu einem großen Kloster- und Verwaltungszentrum aus – was wieder eine gute Ausbildung bei den Mönchen erforderte. Mit Virgil erfuhr Salzburg die erste kulturelle Blütezeit. Er selbst trug in Irland noch den Beinamen *der Geometer* und in Salzburg regte er unter anderem Bischof Arbeo von Freising zur Verfassung der Corbiniansvita an.

Politisch gesehen gehörte er zu den engsten Beratern der Agilolfinger – seine Zeugenschaft ist in den Urkunden der Herzöge immer wieder zu finden (wie bei der Dotationsurkunde von Kremsmünster, die Tassilo III. ausstellen ließ).⁴⁴

In Bayern gab es zu Anfang des 8. Jh. noch stark am bayerischen Herzogshaus orientierte Strukturen im Kirchensystem. *Bonifatius* kam aus Rom und begann die vom Papst beauftragte Kirchenreform durchzuführen. Er war derjenige, der die mangelnde Bildung der Geistlichen beanstandete und darüber mit Virgil in einen Streit geriet, der letztendlich von Papst Zacharias beendet werden musste. Zwar konnte Bonifatius die Kirchenreform nicht vollständig durchführen, wie er sich es vorgestellt hatte (nämlich eine an Rom orientierte bayerische Kirchenprovinz), doch er hatte eine Basis geschaffen, die für die Bistumsstrukturen maßgeblich waren.⁴⁵

Ein (Erz-)Bischof von Salzburg muss noch erwähnt werden: *Arn von Salzburg*. Er trat auf der politischen Bühne unter anderem als Vermittler Tassilos III. beim Papst auf, wo er aber keinen Erfolg erzielen konnte. Später war er Kanzler und Kirchenpolitiker für Karl den Großen im bayerischen Raum und begründete die Schule und Bibliothek von St. Peter. Unter ihm wurden 150 Bücher in St. Peter hergestellt. Er sammelte die Briefe Alkuins, veranlasste das Güterverzeichnis des Salzburger Kirchenbesitzes und schuf damit in Salzburg ein Zentrum der Schrift- und Geisteskultur.⁴⁶

⁴³ Doz. Adelheid Krah, Vom Herzogtum zum Königreich, Vorlesung i. SS 2007.

⁴⁴ Vgl. H. Wolfram, Salzburg-Bayern-Österreich, MÖG-Ergänzungsband 31, Wien, 1995, 252-285.

⁴⁵ Vgl. H. Wolfram, Die Zeit der Agilolfinger, Rupert und Virgil, in: H. Wolfram (Hg.) Österreichische Geschichte, Bd. 3, Wien, 1995, 134-144.

⁴⁶ Vgl. S. Freund, Die Salzburger (Erz-) Bischöfe und die Reichspolitik in: Lothar Kolmer (Hg.), Tassilo III. von Bayern, Regensburg, 2005, 82-88.

3. Warum Schulen nur in den Klöstern?

In der Frühzeit des Mittelalters lagen die Bildung und das Schrifttum fast ausschließlich in kirchlichen Händen. Das Ziel der *Klosterschulen* war aber nicht die Wissensvermittlung an sich sondern die optimale Eingliederung in die Klostersgemeinschaft. Die Schüler wurden vorerst räumlich, zeitlich und auch sozial von der Außenwelt isoliert und so dem Tagesablauf der Klostergemeinde unterworfen. Nachdem das Lernpensum für die Kinder dementsprechend groß war und man sich der Unterschiedlichkeit der Auffassungsgabe der Kinder bewusst war, suchte man pädagogische Lösungen für die praktischen Lernprobleme. Jeder Schüler bekam einen persönlichen Betreuer – einen *magister principalis* – zur Seite gestellt. Dieser trug die Verantwortung für den Unterricht und stellte eine persönliche Hilfe für das Kind dar. Kam es jedoch zu Verstößen gegen die Regeln, hatten diese Betreuer die Bestrafung über.⁴⁷

Durch die steigenden Schülerzahlen änderte sich auch der Unterricht in den Klosterschulen. Es entstand ein neues Unterrichtswesen, das aus Irland kam. Die insularen Klöster entwickelten sich zu einem blühenden Mittelpunkt der spätantiken Bildung. Das dortige Schulwesen basierte auf den Lehren des Augustinus. Neben der Ausbildung der Kleriker besuchten auch Laien die Klosterschulen. Es wurden in Latein zum Beispiel die Werke des Vergil gelesen und die handwerkliche Ausbildung fand ebenfalls seinen Platz. Eine Besonderheit ist das Bestehen von Laienschulen, die sich mit dem heimischen Bildungsschatz beschäftigten. Auf dem Kontinent kann man diese Schulen nicht finden.⁴⁸

3.1. Neue Gedanken...Beda Venerabilis und Papst Gregor I.

Beda Venerabilis schrieb Unterrichtsbücher. Dieser irische Gelehrte war schon als Kind in das Doppelkloster Wearmouth und Jarrow (Northumbrien) eingetreten und widmete sich gänzlich dem

„...Lernen, Lehren und Schreiben.“⁴⁹

⁴⁷ Vgl. H. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 94.

⁴⁸ Vgl. H. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 95.

⁴⁹ Vgl. Hanna Vollrath, Beda Venerabilis, in: Lexikon der Theologie und Kirche, Bd. 2, Freiburg i. B., 1931, 116.

Mit 30 zum Priester geweiht hatte er besonders gute Lateinkenntnisse. Er konnte seine Bildung aufgrund der ausgezeichneten Bibliothek seines Klosters immer mehr erweitern. Er selbst verfasste Werke zur Metrik und Orthographie.



03 Beda Venerabilis am Schreibpult,
12. Jh., Lambach

Bedas Werke sind äußerst vielfältig, doch ist die sittliche Belehrung das Grundprinzip in seinen Schriften. Er behandelt unzählige Gebiete der Wissenschaft immer in bezug auf die Bibel.

Die ersten Werke waren die grammatikalischen Handbücher für den Unterricht mit dem Titel *De orthographia* (701/702 entstanden). Alphabetisch geordnet erklärt er die Bedeutung und den Gebrauch von Wörtern.

In *De metrica ratione* sammelte er Beispiele von verschiedenen Versformen und erklärte diese. Auch die rhythmische Dichtung ist ein Punkt in seinem Werk. Durch sein Anführen von christlichen Dichtern in seinen Werken, bekamen die christlichen Dichter Zugang in den Lehrplan der Schulen. Doch damit nicht genug, erklärte Beda in *De schematibus et tropis (sacrae scripturae)* Figuren und Tropen der spätantiken Rhetorik, die er mit Textstellen aus der Bibel veranschaulichte. Damit beabsichtigte er die Überlegenheit der Bibel über die profane Literatur zu beweisen. Seine Bücher wurden bis ins späte Mittelalter abgeschrieben und im Unterricht benutzt.⁵⁰

Abgesehen davon schrieb Beda Werke über die Chronologie, Kosmographie und ein Handbuch für die Zeitrechnung, in dem er auch über die Darstellung der Zahlen mittels der Finger einiges niederschrieb.⁵¹

Es verwundert nicht, dass Beda auch noch Bücher mit theologischen und geschichtlichen Inhalt verfasste.

Man könnte von einer Bildungsoffensive sprechen, die von den Iren begonnen und den Angelsachsen zu Ende geführt wurde. Die Angelsachsen wurden von Mönchen

⁵⁰ Vgl. Brunhölzl, Geschichte d. lat. Literatur, 208-210.

⁵¹ Vgl. Brunhölzl, Geschichte d. lat. Literatur, 210-213.

aus dem Benediktinerorden beeinflusst. Sie brachten den lateinischen Ordnungsgedanken und das gelehrte Wissen nach England.⁵²

Neben den Klosterschulen entwickelten sich im bayerisch/österreichischen Raum noch *Domschulen*, die für eine höhere Bildung der Kleriker vorgesehen waren. Wichtig für den Fortschritt in der Bildung im Frühmittelalter war sicher die Entwicklung der Kirche. Besonders unter Papst *Gregor den Großen* (590-604), der schon unter seinen Vorgängern ein wichtiger Berater war, baute sich die Kirche zu einer Macht aus, die auf Landbesitz gestützt war. Die Verwaltung erfolgte zentral gesteuert von Rom aus. Durch die Aufteilung der Verwaltung auf absolut loyale Geistliche und die Bestechung von byzanztreuen Beamten in Ravenna, konnte Gregor die Trennung vom Konstantinopler Stuhl vorbereiten. Damit war die Kirche von den Staaten unabhängig. Seinen Staat organisierte Gregor mittels des römischen Rechtes.

Seine Missionstätigkeit führte er sehr feinfühlig und erfolgreich durch. Der westgotische König *Rekkared* wie auch die Langobarden wurden Christen. Durch die Verbindung mit Königin *Brunichhilde* im Frankenreich konnte er das Fundament für die Mission der Angelsachsen schaffen. Er war derjenige, der die Missionare anhielt die lokalen Kultfeiern in Märtyrerfeste umzugestalten.⁵³

Er war der erste Mönch auf dem Papststuhl und zeichnete sich durch seine politischen wie auch kirchlichen Aktivitäten aus. Er sah sich als „pater familias“ der Kirche und vereinigte das Römische mit dem Christlichen sehr erfolgreich.

War für Cassiodor das Überleben der antiken Bildung wichtig, so diente bei Gregor den Großen das weltliche Wissen nur dem besseren Verständnis der Bibel⁵⁴

In diesen Bibliotheken befanden sich auch Listen über die Schullektüre, die nach Beda Venerabilis aus den christlichen Dichtern Sedullus, Arator, Prudentius und Paulinus von Nola bestand. Bei Alkuin waren noch Venantius Fortunatus und Avitus bei der vorgenannten Gruppe dabei.

Von der antiken Literatur wurden die *Disticha Catonis* und die Fabeln *Avians* verwendet. Die römischen Klassiker Terenz, Horaz, Lukan und Juvenal hatten von

⁵² Vgl. H. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 95.

⁵³ Vgl. Franz Xaver Seppelt/Georg Schwaiger, Geschichte der Päpste, Von den Anfängen bis zur Gegenwart, München, 1964, 58-63.

⁵⁴ Paul Dienstbier, Bildung in der späten Agilolfingerzeit in: L. Kolmer (Hg.) Tassilo III., 144f.

Anfang an ihren Platz in der Schulliteratur. Überhaupt unterschieden sich diese Listen immer wieder je nach der lokalen Schule und des dort Lehrenden. In Walther Speyers *Libellus scholasticus* werden noch Ovid und Sallust als Literatur angeführt.⁵⁵

Vor 362 n. Chr. war die Verwendung von heidnischen Texten der Antike in der Ausbildung sehr wohl möglich. Besonders der östliche Bereich vertraute dem eigenständigen Urteil der christlichen Gebildeten.

Dienstbier schreibt in seinem Beitrag, dass nach einem Verbot in eben diesem Jahr 362 von Kaiser Julian in Konstantinopel diese Texte verboten wurden und Papst Gregor sogar den Bischof Desiderius von Vienne für die Verwendung von heidnischen Texten im Grammatikunterricht tadelte.⁵⁶ In dem Buch *Julian der Abtrünnige* von Joseph Bidez wird dieses Rhetorenedikt genauer beschrieben. Kaiser Julian verlangte bei allen Postenbesetzungen im öffentlichen Unterricht eine Zustimmung des Municipalsenats, welche ihm – handelte es sich um Postenbesetzungen außerhalb Roms – vorgelegt werden mussten. Der Kandidat musste in jedem Fall „sittlich einwandfrei“ sein. In einem Begleitschreiben beschrieb der Kaiser auch was er unter diesem Terminus verstand. Eigentlich nahm Julian einen Angriff der Apologetiker auf die antiken Autoren zum Anlass. Der Kaiser zog aus diesen Aussagen folgenden Schluss:

Lehrer, die Christen waren, konnten wegen ihrer Religion die antiken Autoren nicht richtig ehren und weitergeben. Die Gesinnung war dann keine ehrenhafte mehr. Julian forderte daher von den christlichen Lehrern die Entscheidung zwischen Beruf und Glaube. Wer als Christ unterrichten wollte, durfte dies nur auf der Basis der Heiligen Schrift tun. In diesem Kontext weist Joseph Bidez darauf hin, dass es noch keine für den Unterricht bearbeiteten Schriften zu Bibeltexten gab. Seiner Meinung nach fand damals der christliche Unterricht innerhalb der Familien statt.⁵⁷

3.2. Das Jahr 529

Das Jahr 529 n. Chr. war für die Bildung im bayerischen wie auch im – heutigen - Salzburg ein einschneidendes Jahr in Hinsicht Bildung:

⁵⁵ G. Glauche, Schullektüre im Mittelalter: Entstehung und Wandlung des Lektürekansons bis 1200 nach den Quellen dargestellt in: Münchner Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung; 5, München, 1970, 1-11.

⁵⁶ P. Dienstbier, Bildung in Agilolfingerzeit, in: Kolmer, Tassilo III., 145.

⁵⁷ Vgl. J. Bidez, Julian der Abtrünnige, München, 1940, 276-278.

☀ Die platonische Akademie in Athen wurde von Kaiser Justinian 529 geschlossen. Hier sei kurz erwähnt, dass es sich um die neuere Akademie handelte. Sie begann

*„...die Sammlung von skeptischen Argumenten gegen eine Erkenntnis der Wirklichkeit...“*⁵⁸

und alle Philosophien wurden auf dieser Grundlage hinterfragt. Später wurden die aristoteletischen, stoischen und platonische Gedanken auf dem Gebiet der Ethik vereint.

☀ Die Gründung des Klosters Montecassino von Benedikt von Nursia erfolgte ebenfalls im Jahr 529. Nach der Zerstörung von 577 stand das Kloster bis 717 leer und wurde danach wieder aufgebaut. Karl der Große hat es 787 besitzmäßig gesichert.⁵⁹

Die Beschäftigung mit dem Buch war für Benedikt von Nursia kein Bildungsauftrag sondern eine Form der Meditation. Zu dieser Zeit kann eine Bildungsoffensive von allen fränkischen Klöstern nicht angenommen werden sondern eher

*„... bestimmte Situationen und Initiativen in einzelnen Abteien und in der weltlichen Führung zeichneten dafür verantwortlich.“*⁶⁰

☀ Das zweite Konzil von Vaison (Frankreich) im Jahr 529 war eigentlich eine Versammlung von Bischöfen, um die Eintracht zu erneuern und auch die alten Kirchenregeln in Erinnerung zu rufen.

Fünf neue Satzungen wurden erstellt, wobei die erste für die Weitergabe von Bildung von Bedeutung war. Man übertrug den Pfarrgeistlichen die Aufgabe, die Erziehung von jungen Männern zur Nachwuchsbildung zu übernehmen. Wo diese Presbyterialschulen auf österreichischem Gebiet waren ist heute nicht feststellbar. Auf jeden Fall beinhaltete diese Ausbildung nur den Elementarunterricht in Lesen, Schreiben, Singen von Psalmen und Lesen der Heiligen Schrift. Die höhere Bildung entfiel auf die Bischofs- bzw. Domschulen.⁶¹

⁵⁸ Vgl. F. Jürß, Die Akademie, in: Lexikon d. Antike 22, 1990, 183f.

⁵⁹ Vgl. K. Birnbacher, Montecassino, in: Lexikon für Theologie und Kirche, 438f.

⁶⁰ Vgl. Dienstbier, Bildung in Agilolfingerzeit, in: Kolmer, Tassilo III., 143.

⁶¹ Vgl. C. J. von Hefele, Conciliengeschichte, Freiburg/Breisgau, 1875, Bd. 1, 740f.

3.3. Was tut sich auf bayerisch-österreichischen Boden?

Um nun den Blick wieder auf den geographischen Raum Bayern und damit auch teilweise österreichischen Raum zu lenken sei hier ein kurzer Ausflug in den Bereich Bildung in der Politik der Agilolfinger gestattet:

555 kamen die Agilolfinger an die Regierung - Cassiodor hatte seine Eliteschule in Vivarium aufgebaut und die Orte der Bildung waren durch das Konzil von Vaison in eine neue Bildungsschiene geleitet worden. Somit hatte jede Ausbildung ihr eigenes Ziel und auch einen eigenen Inhalt. Waren die Dom- und Bischofsschulen bereits für die Bildung der Kleriker zuständig, so entwickelten sich die Benediktinerklöster in unserem Raum erst im 8. Jahrhundert zu Bildungsvermittlern.

Unter Odilo und Tassilo wurden bis 788 über 50 neue Klöster gegründet. Sicherlich war das vorrangige Motiv ein politisches, aber diese Welle von Gründungen stellte auch einen Gewinn für die Bildung dar. In diesen Zeiten blieb die Bildung im bayerischen Raum, obwohl die Agilolfinger stark nach Unabhängigkeit strebten, noch den italienischen Wurzeln und auch den iro-schottischen Einflüssen verhaftet.⁶²

Mit den Klostergründungen konnten die Herzöge ihre Macht festigen und bestimmte Gebiete missionieren und ausbauen lassen. Diese politische Lösung kam besonders unter Odilo zur Anwendung. So konnte er, ohne sich direkt auf den Adel zu stützen, seine Macht auf der Basis der kirchlichen Institutionen aufbauen. Als Gegenleistung verwalteten die Klöster das Land für den Herzog vorzüglich. Dass aus ihnen auch noch gebildete Geistliche kamen, die am Hof und in der Verwaltung nützlich sein konnten, erscheint hier fast wie ein wunderbarer Nebeneffekt.

Das Kloster *Niederaltaich* wurde von Odilo 731 gegründet. Nach dem bis heute gültigen Forschungsstand besetzte er seine Gründung mit Benediktinern aus dem Kloster Reichenau. Der erste Abt Eberswind war hochgebildet. Es wird wohl zu Recht eine Schreibschule in Niederaltaich vermutet, doch ob der Archetyp der *Lex Baiuvariorum* hier geschrieben wurde, kann noch nicht sicher gesagt werden.⁶³ Dass dieses Kloster für Odilo Wichtigkeit besaß, kann man an den Tradierungen erkennen. Denn das Kloster hatte Zugang zu den Reichenhaller Solequellen und besaß außerdem sieben Dörfer mit dem gesamten Umland.

⁶² Vgl. Dienstbier, *Bildung in Agilolfingerzeit*, 145.

⁶³ Den neuesten Forschungsstand skizziert H. Nehlsen, *Bayern und die Langobarden*, in: A. Schmid/K. Weigand (Hg.), *Bayern mitten in Europa*, München 2005, 26-44, bes. 27.

Eine enge Beziehung bestand zwischen dem Kloster Niederaltaich und seinem „Mutterkloster“ auf der Reichenau, wie man anhand der Einträge im Reichenauer Verbrüderungsbuch feststellen kann.

Ein weiteres Beispiel ist das Kloster *Kremsmünster*. Es wurde von Odilos Sohn Tassilo 777 gegründet. In der großen Schar bedeutender Zeugen – darunter Virgil von Salzburg – spiegelt sich heute noch die Wichtigkeit des Klosters für Tassilo. Es diente der Missionierung und der Erschließung des Traungaus an der bayerischen Ostgrenze. Noch heute findet man dort den Tassilokelch und den Codex Millenarius - eine Übersetzung aller vier Evangelien auf Latein. Dieser Codex wurde wahrscheinlich um 800 im Mutterkloster Mondsee oder sogar in Kremsmünster selbst verfasst.⁶⁴

Seit dem 3. Jh. verschob sich die Gelehrtensprache zunehmend vom Griechischen zum Lateinischen. Die Volkssprache entwickelte sich parallel dazu in unserem Raum, wurde allerdings überwiegend oral benutzt und hatte in der Welt der Gelehrten und Geistlichen nichts zu suchen. Die Messen hielt man in Latein ab, denn durch den Gebrauch des Römischen Rechtes war das Latein Amtssprache und noch immer unverzichtbar. Der Zeitpunkt an dem die Volkssprache die lateinische Amtssprache ablösen sollte, war noch lange nicht gekommen.

Auf jeden Fall verstand die Bevölkerung kein Latein und selbst Adelige waren der Gebildetensprache nicht mächtig. Dies hatte Auswirkungen auf die Bildung der Oberschicht. Dienstbier spricht in diesem Zusammenhang davon, dass die Bildung der Oberschicht auf altgermanischen Gewohnheiten fußte – man sollte die *septem probitates* lernen:

- ☀ Reiten
- ☀ Schwimmen
- ☀ Pfeile schießen
- ☀ Fechten
- ☀ Jagen
- ☀ Das Schachspiel war von Indien über Nordafrika nach Süditalien und Mitteleuropa gekommen. Vor allem der strategische Wert und der Aufbau der

⁶⁴ Maximilian Diesenberger, Spuren des Wandels. Bayerische Schriftkultur zwischen Agilolfinger- und Karolingerzeit, in: L. Kolmer (Hg.), Tassilo III., 175-189, hier 179f. Er weist darauf hin, dass das Skriptorium in dem noch von Herzog Odilo gegründeten Kloster Mondsee in seinen ältesten Schriftzeugnissen für den Südosten eine unvergleichliche Schriftqualität biete, so zwei Evangelienhandschriften, die als Modell für den Codex Millenarius dienten, der sich heute in Kremsmünster befindet. Vgl. insbesondere die in Anm. 15, S. 180 hierzu genannte Spezialliteratur.

Figuren als Heeresteile fand die Zustimmung des Adels. Die Dynamik des Spieles wurde im Laufe der Jahrhunderte weiter ausgebaut.⁶⁵

- ☀ Die letzte Fähigkeit war das Bilden von Versen. Seit dem 9. Jh. verfassten Mitglieder der Oberschicht Verse in der Volkssprache. Man bediente sich vom Beginn bis Mitte des 9. Jhs. des Stabreimes. Darauf folgte die Endreimdichtung und blieb bis weit über das Mittelalter hinaus gültig.⁶⁶

Das Fehlen einer gelehrten Bildung wurde im Adel nicht als Manko empfunden. Für die germanische Dichtung sicherte diese Ausbildung das Überleben.⁶⁷

4. Karl der Große – neue Impulse für die Bildung

Karl dem Großen gelang es das Frankenreich in drei Jahrzehnten so zu erweitern, dass es zum bedeutendsten Großreich des abendländischen Mittelalters wurde.

Dieses Reich bildete die Basis für spätere Staatenbildungen in Europa wie Deutschland, Frankreich und die Beneluxländer. Die enge Verbindung zu Rom und dem Papst waren die Voraussetzung für seine Krönung zum Kaiser, was die Tradition des Römischen Reiches mit dem fränkischen Königtum verband. Karl förderte die christliche Mission wie auch kirchliche Reformen.

Das österreichische Gebiet wurde zu einer Mark umgestaltet und die Einfälle der benachbarten Völker verringerten sich. Der wirtschaftliche und militärisch-politische Mittelpunkt auf österreichischem Boden war Salzburg, die aus einer römischen Siedlung entstanden war. Die Zusammenarbeit des hl. Rupert mit dem bayerischen Herzog Theodpert schuf die Basis dafür.⁶⁸ Die 40-jährige Regierungszeit des hl. Virgil machte aus Salzburg eine geistliche und kulturelle Metropole. Die zahlreichen Klöster, Wirtschaftszellen und auch bischöflichen Eigenkirchen bildeten Stützpunkte für die christliche Ausbreitung im Lande. Den größten Erfolg hatte Virgil mit dem Beginn der Karantanenmission, die – für Salzburg - den Sprengel von der Raab bis an die Mündung der Drau betraf.⁶⁹ Arn arbeitete in diesem Sinne weiter doch konnte

⁶⁵ H. Petschar, Schach, I. Geschichte, in: LexMA 7, 1427-1428.

⁶⁶ D. Kartschoke, Geschichte d. deutschen Literatur im frühen Mittelalter, München, 32000, 94f.

⁶⁷ Vgl. Dienstbier, Bildung in Agilolfingerzeit, in: L. Kolmer (Hg.), Tassilo III., 145f.

⁶⁸ Vgl. Heinz Dopsch, Salzburg zu Zeit Erzbischof Arns, in: Erzbischof Arn von Salzburg, Meta Niederkorn-Bruck/Anton Scharer (Hg.), Wien, 2004, 31.

⁶⁹ Vgl. Dopsch, Salzburg zu Zeit Erzbischof Arns, 35; siehe auch: Dopsch, Geschichte Salzburgs, Bd. I/1, Salzburg, 1983, 160.

er keine kirchliche Organisation in dem karantanischen Gebiet errichten, weil die Reichspolitik dazwischen kam. So musste er als Königsbote nach Rom reisen, um vom Papst die Metropolitanverfassung genehmigen zu lassen und sein Amt als Erzbischof entgegenzunehmen. Mit dieser Erhebung wurde Salzburg das wirtschaftlich reichste Missionszentrum im Reich Karls des Großen.⁷⁰ Die politische Stabilität unter Karl den Großen gestattete nun einen geistigen Austausch in Europa. Es begann die Ära der *Karolingischen Renaissance*.

4.1. Die geistige Erneuerung – die Karolingische Renaissance

Etwas ganz Neues geschah unter Karl den Großen...es war nicht nur ein einfaches Anknüpfen oder Zurückgreifen auf die Werke von antiken Autoren. Das karolingische Bildungssystem war christlich orientiert – und das auch bei den Laien.⁷¹ Karl der Große verfolgte bei der Bildungsreform die Hebung des Bildungsniveaus. Durch das Selektieren von Textstellen aus der Bibel und der Schriften der Kirchenväter erweiterte man, im ganzen karolingischen Reich, die Unterrichtsunterlagen in den Schulen auf die gleiche Ebene. Dies war unbedingt nötig, um auch die Einheit des Reiches zu fördern. Durch die Völkerwanderung waren nämlich die Entwicklungen von Region zu Region äußerst verschieden verlaufen.⁷²

Dass Karl die Bildung und Wissensvermittlung sehr wichtig war, ersieht man aus einer Anekdote von Notker den Stammler:

„...Als dieser (Anm. Karl der Große) nun in den westlichen Ländern der Erde allein zu herrschen angefangen hatte, die Wissenschaften aber überall fast in Vergessenheit geraten waren, deshalb auch der Dienst des wahren Gottes erkaltete, da begab es sich, dass zwei Schotten aus Irland mit britannischen Handelsleuten an das Ufer von Gallien gelangten, Männer, die des weltlichen Wissens wie der heiligen Schriften ganz unvergleichlich kundig waren. Sie boten aber keine käuflichen Waren zur Schau, sondern wenn die Menge kauflustig herbeikam, so war ihr Ruf: „So jemand Begehren hat nach Weisheit, der komme zu uns und empfangе sie; denn die ist bei uns zu kaufen.“ Dass sie aber diese für Geld feil hätten, das sagten sie deshalb, weil sie sahen, dass das Volk nicht um das, was umsonst geboten wurde, sondern um die

⁷⁰ Vgl. Dopsch, Geschichte Salzburgs, Bd. I/1, 160f.

⁷¹ Brunhölzl, Geschichte der lat. Literatur, 243.

⁷² Brunhölzl, Geschichte der lat. Literatur, 244.

teuren Waren handelten, damit sie die Leute auf solche Weise entweder anreizten die Weisheit, wie die übrigen Dinge einzuhandeln, oder, wie der Erfolg zeigt, durch solchen Ausruf sie zur Verwunderung und zum Erstaunen brächte. Kurz, sie riefen das solange aus, bis es durch diejenigen, welche sich darüber verwunderten oder sie auch für verrückt hielten, zu den Ohren des Königs Karl gelangte, der beständig große Liebe zur Weisheit und heftiges Verlangen nach ihr empfand. Er nun ließ sie eiligst vor sich fordern und fragte, ob sie denn in Wahrheit, wie er durch das Gerede vernommen, die Weisheit bei sich führten. Sie erwiderten: „Freilich haben wir sie und sind bereit, die denen zu geben, die im Namen des Herrn würdig danach verlangen.“ Und da er weiter fragte, was sie dafür verlangten, antworteten sie: „Nur passende Orte und empfängliche Seelen und was man auf der Pilgerfahrt nicht entbehren kann, Nahrung und Kleidung.“ Da er das vernommen, freute er sich ausnehmend...“⁷³

Zwei Komponenten sind bei dieser Erzählung ersichtlich:

- ☀ Die Wichtigkeit insularer Gelehrter
- ☀ Das persönliche Engagement Karl des Großen

Karl schuf vor allem die politischen Voraussetzungen für eine solche Bildungspolitik in einem geographisch sehr großen Raum. Zwar war und blieb Karl ein Halbgebildeter, der sich in der Gelehrtensprache Latein unterhalten konnte, doch schreiben konnte er nie in der Sprache. Er hatte in der Wahl seiner Berater eine sehr glückliche Hand und konnte so durch Verordnungen in die Bildung eingreifen. Der Kaiser stellte Mindestanforderungen und Richtlinien auf, die für das ganze Reich galten. Durch die Einrichtungen bei Hof, wie zum Beispiel die Hofschule, gab er orientierende Beispiele. Karl zog die Gelehrten an seinen Hof, damit er nicht nur Krieger und Verwaltungsbeamte um sich hatte. Neben den Studien konnten diese Gelehrten auch in Ämtern tätig sein.⁷⁴

Brunhölzl hält aber fest, dass es schon vor Karl dem Großen eine Hofschule am merowingischen Hof. Jedoch ist bis heute noch nicht erforscht, wie sie

⁷³ Einhard/Notker der Stammer, Leben und Taten Karl des Großen, mit einem Nachwort von H. Schreiber, Regensburg, 1965, 39-40.

⁷⁴ Brunhölzl, Geschichte der lat. Literatur, 245.

organisatorisch aufgebaut war. Diese Schule dürfte nur zur Ausbildung von Schreibern und Notaren gedient haben.

Unter Karl dem Großen erfuhr diese Institution eine Neugründung. Die Hofschule wurde in verschiedene Abteilungen, auch *ordines* genannt, untergliedert, die von einem Magister geleitet wurden. So unterrichtete man in der ersten Abteilung in den allgemeinbildenden Fertigkeiten. Es folgte die Schreibschule, in der man sich mit der Herstellung von Handschriften und der Kalligraphie beschäftigte. Die Ausbildungen zum *medici* und zum studierten Theologen waren ein weiterer Abschnitt innerhalb der Ausbildung in der Palastschule. Messdiener und Sänger wurden für die Gestaltung des Gottesdienstes ausgebildet. Die Priesterausbildung stellte die letzte Stufe dar.⁷⁵

In diesem kulturellen Kontext wurden Unterricht und Erziehung neu entdeckt und von Königtum und Adel gefördert. Damit rutschte die Kirche in eine Monopolstellung, weil sie als Einzige über die Traditionen des römischen Bildungswesens verfügte und Bildung schon weitergab. Ein solcher Bildungsmittelpunkt im frühen Mittelalter war Salzburg unter Bischof Virgil, wie uns das Verbrüderungsbuch von Salzburg zeigt.⁷⁶ In Freising war Bischof Arbeo tätig, der selbst Schriftsteller war (*Vita Corbiniani*). In seiner Domschule erstellte man das erste lateinische Wörterbuch den *Abrogans*. Die Volkssprache wurde für die Übersetzungen ausgefeilt.⁷⁷

Karl setzte hier neue Schritte. Er forderte auch den Adel auf zu lernen und tat dies selbst noch im hohen Alter.

„...Es genügte ihm jedoch nicht an seiner Muttersprache, sondern er verwendete auch auf die Erlernung fremder großen Fleiß: im Lateinischen, brachte er es soweit, dass er es wie Deutsch sprach, das Griechische aber konnte er besser verstehen als selber sprechen...in der Grammatik nahm er Unterricht bei dem Diakonus Petrus von Pisa, einem hochbejahrten Mann, in den übrigen Wissenschaften ließ er sich von einem Diakonus Albinus, mit dem Beinamen Alkoin, unterweisen...In dessen Gesellschaft wandte er viel Zeit und Mühe auf, um sich in der Rhetorik, Dialektik, vorzüglich aber in der Astronomie zu unterrichten. Er erlernte die Kunst zu rechnen

⁷⁵ Brunhölzl, Geschichte der lat. Literatur, 246f.

⁷⁶ Mayer, Geschichte geistiger Cultur in Niederösterreich: von der ältesten Zeit bis in die Gegenwart; ein Beitrag zu einer Geschichte der geistigen Cultur im Südosten Deutschlands, Wien, 1878, 82.

⁷⁷ Dienstbier, Bildung in Agilolfingerzeit, in: L. Kolmer (Hg.), Tassilo III., 148.

*und erforschte mit emsigen Fleiß und großer Wissbegierde den Lauf der Gestirne. Auch zu schreiben versuchte er und pflegte deswegen Tafel und Papier im Bett unter dem Kopfkissen mit sich herumzuführen, um in müßigen Stunden seine Hand an die Gestaltung von Buchstaben zu gewöhnen...*⁷⁸

Es sollte nicht nur mehr der Klerus eingewiesen werden. Karl verordnete, dass Bildung auch für Laien aus oberen sozialen Schichten offenstand. Mit der Erziehung seiner Kinder ging er als Beispiel voran:

*„...Die Erziehung der Kinder richtete er so ein, dass Söhne wie Töchter zuerst in den Wissenschaften unterrichtet wurden, auf deren Erlernung auch er selbst seinen Fleiß verwandte. Dann mussten die Söhne, sobald es nur das Alter erlaubte, nach der Sitte der Franken, reiten, sich in den Waffen auf der Jagd üben, die Töchter aber sich mit Strickarbeit abgeben und mit Spinnrocken und Spindel beschäftigen, damit sie sich nicht an den Müßiggang gewöhnten und er ließ sie anleiten zu jeder guten Zucht...*⁷⁹

Doch die Bildungsfeindlichkeit war hier groß. Nach Meinung von Engelbrecht konnten die Merowingerkönige noch selbst lesen und schreiben, unter den frühen Karolingern hingegen sei ein Bruch entstanden, weil die Bildung gänzlich der Geistlichkeit überlassen wurde.⁸⁰

Es war nicht nur das Kennen der Hl. Schrift nötig sondern auch die Kapitularien. Ein weiterer notwendiger Schritt war die Reform der Schrift. War sie früher regional so verschieden, dass man sie als Fremder kaum entziffern konnte, führte Karl der Große die Kanzleischrift ein. Diese Veränderung ging aber nicht sofort von statten sondern bis zu einer flächendeckenden Wirkung vergingen viele Jahre.⁸¹

Karl hatte für den Bereich Bildung einen der bedeutendsten Gelehrten als Berater in Fragen des Bildungswesens – *Alkuin*.

⁷⁸ Einhard/Notker d. Stammer, Leben u. Taten Karl d. Großen, 28.

⁷⁹ Einhard/Notker d. Stammer, Leben u. Taten Karl d. Großen, 24.

⁸⁰ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 98.

⁸¹ Martin Kintzinger, Wissen wird Macht, 89f.

4.2. Ein Mann für jede Jahreszeit...Alkuin

Besonders Alkuin wollte eine gleiche und gemeinsame Ausbildung von Geistlichen und Laien, sein Vorbild war die Schule in York, wo er auch selbst ausgebildet wurde. Seit seinem ersten Treffen mit Karl den Großen, war er an seiner Seite und leitete die Hofschule. Alkuin zog sich in das Kloster von Tours zurück, wo er eine Gelehrtenschule eröffnete, die von Karl gefördert wurde. Die Leitung der Hofschule wurde an Einhard weitergegeben.⁸²

Unter anderem entwarf Alkuin ein dreistufiges Ausbildungsprogramm für Priester:

☀ Erlernen eines Basiswissens:

- *psalmi* – Rezitieren von Psalmen in der Messe
- *notae* – Lesen und Schreiben der Schrift wie auch der Notenschrift
- *cantus* – liturgischer Gesang
- *computus* – Berechnen der kirchlichen Feiertage
- *grammatica* – Grundlagen der lateinischen Sprache

☀ das Studieren der *septem artes liberales*

☀ Berufsausbildung als Priester:

- Verstehen und Auslegen der Hl. Schrift
- Predigt
- Liturgik
- Katechese ⁸³

Alkuin hatte damit einen Rahmenplan für die Ausbildung erstellt, der auf dem Nacheinander der einzelnen „Module“ basiert.

Man begann Texte zu sammeln und errichtete Schulen für Latein, Lesen und Schreiben – aber noch immer für die Ausbildung der Geistlichen. Dies führte zur Blüte des wissenschaftlichen Lebens im 9. Jh. Der Unterricht wurde deshalb in Latein gehalten, weil es auf der einen Seite zu viele Dialekte gab und auf der anderen Seite als Sprache Gottes angesehen wurde.⁸⁴

⁸² Vgl. Einhard/Notker d. Stammler, Leben u. Taten Karl d. Großen, 110; siehe auch: W. Heil in: LexMA 1, 417-419.

⁸³ Vgl. Engelbrecht, Erziehung und Unterricht im Bild, 38f.

⁸⁴ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 99.

Diese Verbindungen der bedeutendsten Gelehrten am Hof Karl des Großen bewirkte das erste Mal seit dem römischen Reich ein Entstehen von vereinigten Kräften – darunter auch die Bildung.⁸⁵

4.3. Und aus was lernten die Schüler?

Alkuin beschrieb den Bibliothekskatalog der Schule von York. Aus diesem kann man erkennen, dass die christlichen Autoren eine besondere Betonung erfuhren und gegen die klassischen Schriftsteller stark in der Überzahl vorhanden waren. Daneben existierten noch spätantike Grammatiken.⁸⁶ Für das Lernen der Grammatik nahmen die Lehrer vor allem die Autoren der Antike - durch Lesen konnte man die lateinische Grammatik üben.⁸⁷

Ovid und Vergil wurden zu dieser Zeit noch sehr ambivalent gesehen und daher erst spät (im Laufe des 11. Jh.) als fixe Bestandteile des Schulautorenkanons eingebaut.



Einerseits sah man sie als anstößig an, andererseits erkannte man in ihnen einen wahren Kern.⁸⁸

Hier sei noch erwähnt, dass, laut Glauche, in der Zeit der karolingischen Renaissance auch schon Sammelcodices von verschiedenen Autoren entstanden. Durch diese Codices und auch durch die verschiedenen uns erhaltenen Katalogen, kann man ein Lehrprogramm mit dem Schwerpunkt auf christliche Dichter erkennen.⁸⁹

04 Federzeichnung Sokrates und Platon, Heiligenkreuz

⁸⁵ Vgl. Brunhölzl, Geschichte der lat. Literatur, 312.

⁸⁶ Vgl. Glauche, Schullektüre im Mittelalter, 10.

⁸⁷ Vgl. Glauche, Schullektüre im Mittelalter, 23.

⁸⁸ Vgl. Glauche, Schullektüre im Mittelalter, 12.

⁸⁹ Vgl. Glauche, Schullektüre im Mittelalter, 31 sowie 36.

„...zur ebenen Erd´...“ – neue Entwicklungen im Bereich Bildung

1. Entwicklung von Land und Leute im österreichischen Gebiet

Durch politische Unstimmigkeiten zwischen dem Bayernherzog Heinrich den Zänker und Kaiser Otto II. kamen die *Babenberger* 976 nach Österreich. Der Kaiser brauchte loyale Untergebene in den Grenzlanden. Sie sollten außerdem kreativ und aktiv sein, um das Land unabhängig wachsen zu lassen.⁹⁰

Die große Schwierigkeit bei dieser Besiedelung war es die Menschen zur Besiedelung des noch unbebauten Landes zu animieren. Mehrere Generationen arbeiteten in der östlichsten Mark und brachten es auf den sozialen und wirtschaftlichen Standard des bayerischen Nachbarlandes. Die östlichen Grenzen fixierten sich zwischen Wienerwald und Leitha.⁹¹

Es wurde von einem Nebenschauplatz, der von den Mächtigen zunächst vernachlässigt wurde, zum wirtschaftlich erfolgreichen Fleckchen Erde. Durch die Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion kam es zu einem Spielraum bei der Nahrung. Orte und Märkte entstanden, die sich zu Städten entwickelten. Nun prägte sich die reiche Oberschicht neben den Handwerkern und Gewerbetreibenden aus.

Doch die soziale Schere war weit geöffnet. Der Bauer erwirtschaftete gerade soviel Ertrag, dass er sich und den Herrn ernähren konnte. Bei schlechtem Ertrag waren alle Schichten ernährungsmäßig betroffen.⁹²

Technische Neuerungen, wie den Dreschflegel, den weiterentwickelten Pflug oder Egge, verbesserten die Erträge. Die Drei-Felder-Wirtschaft wurde in der Agrarwirtschaft eingeführt, was kontinuierlicher positive Erträge brachte.⁹³ Der Bauer entwickelte sich zwar zu einem

„...selbstständigen Wirtschaftssubjekt...“,

⁹⁰ Vgl. Karl Brunner, Herzogtümer und Marken, Vom Ungarnsturm bis ins 12. Jahrhundert, in: Herwig Wolfram (Hg.) Österreichische Geschichte 907-1156, Bd. 4, Wien, 2003, 83.

⁹¹ Vgl. Brunner, Herzogtümer und Marken, 105f.

⁹² W. Pohl/B. Vacha, Welt der Babenberger – Schleier, Kreuz und Schwert, Graz 1995, 114.

⁹³ Vgl. R. Schneider, Vor 1000 Jahren – Alltag im Mittelalter, Augsburg, 1999, 36-38.

wie Ernst Bruckmüller es in seiner Sozialgeschichte Österreichs bezeichnete, blieb aber vom Grundherrschaft abhängig.

Die Gesellschaft war aristokratisch und extrem feudal orientiert. Die Grundherren kamen aus dem Bereich Kirche oder dem Ritterstand. Jeder von diesem Herrn abhängige Mensch gehörte der *familia* an – also auch Lehensmänner, Kriegsgefolge und die eigene Familie.⁹⁴

Durch die Kreuzzüge kamen neue Impulse zum Tragen. Die Konkurrenz unter den Adeligen in Hinsicht Landverteilung und Landesbildung reduzierte sich durch die Teilnahme an den Kriegsfahrten nach Jerusalem.

Das Ritterideal trat in eine neue Phase und begann sich zu verchristlichen. Die Schwertleite wurde durch religiöse Weiheriten an den christlichen Glauben angenähert.⁹⁵

Es bildeten sich die Grundlagen für einen neuen Bildungsanspruch heraus. Die Fürstenhöfe und Städte traten jetzt als Kulturzentren an die Seite der Klöster und Bischofssitze und das Laienleben spielte eine größere Rolle. Doch vorerst blieb das Bildungsmonopol noch bei der Kirche.⁹⁶

2. Neuheiten im Bereich der Schulen

2.1. Die Pfarrschulen

Neben den Klosterschulen entstand eine neue Art von geistlicher Schule: die *Pfarrschule*. Sie wurde bei den großen Pfarren angeschlossen und diente anfangs nur der Ausbildung des zukünftigen Pfarrpersonals, weil dem nicht ausgebildeten Mann der Weg in die Geistlichkeit verwehrt blieb. Man übernahm eine elementare Ausbildung für Kirchendiener, Ministranten und auch Kirchensänger. Hatte die Pfarre genug Geld, konnte man sogar einen eigenen Schulmeister engagieren. Die Bezahlung war jedoch gering und der Lehrer übernahm daher noch einige Kirchendienste. Falls die Gemeinde zu arm war unterrichtete der Pfarrer selbst die Jugend.⁹⁷ Ab dem 12. Jh wurden diese Ausbildungsregeln stark reformiert und gestrafft. Ein Bischof, der nicht für ausreichende Ausbildung seiner Untergebenen

⁹⁴ Vgl. Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, 83-85.

⁹⁵ Vgl. Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, 121.

⁹⁶ Vgl. Mayer, Geschichte der geistigen Kultur, 82.

⁹⁷ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 159.

sorgte, konnte theoretisch sogar bestraft werden. Trotz allem blieb die Bildung des niederen Klerus mehr schlecht als recht.⁹⁸

Im 13. Jh. sind Pfarrschulen im österreichischen Gebiet nur vereinzelt überliefert. 100 Jahre später kann man ein dichtes Netz an Pfarrschulen ausmachen. Engelbrecht bringt hier das Beispiel Waldviertel:

Im 13. Jh. findet man nur zwei Schulmeister in Weitra und Hadersdorf. Hingegen im 14. Jh. sind gesicherte Nachrichten über acht Pfarrschulen in diesem Gebiet überliefert.

Laut Engelbrecht kann man nicht genau feststellen, ob der Unterricht damals in den Pfarrschulen in lateinischer Sprache abgehalten wurde. Es gab einige Gemeinden auf österreichischen Boden, wie Schwaz in Tirol, die zusätzlich zu einer Pfarrschule eine Lateinschule besaßen. Man kann aber annehmen, dass ein gewisses Basiswissen der lateinischen Sprache in der Pfarrschule weitergegeben wurde. Denn sogar die Ministranten durften im 13. Jh. keine *illiterati* sein. Die Spezialisierung jedoch erfolgte in der Lateinschule.⁹⁹

Die bekannteste Domschule stand in der Zeit der Babenberger in Passau. Aus dieser nahmen sie die nötigen Kanzleikräfte für ihre Verwaltung.¹⁰⁰

2.1.1. Pfarrschulen in Wien (ausgenommen St. Stephan)

In Wien gab es zwei Pfarrschulen außer der von St. Stephan:

- ☀ Schule von St. Michael
- ☀ Schule beim Bürgerspital

Leider sind die Informationen, laut Peter Csendes und Ferdinand Opll sehr knapp gestreut. Und ein wirkliches vollkommenes Bild lässt sich nicht mehr entwickeln.

Die *Schule von St. Michael* erhielt 1352 ein eigenes Gebäude und war dem Schottenkloster verpflichtet, Zins zu zahlen. Dieses Gebäude wurde auf dem Friedhof von St. Michael erbaut und beinhaltete auch die Wohnung des Schulmeisters.

⁹⁸ Letitia Böhm, Erziehungs- und Bildungswesen, Westliches Europa, LexMA 3 2198-2199.

⁹⁹ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 159.

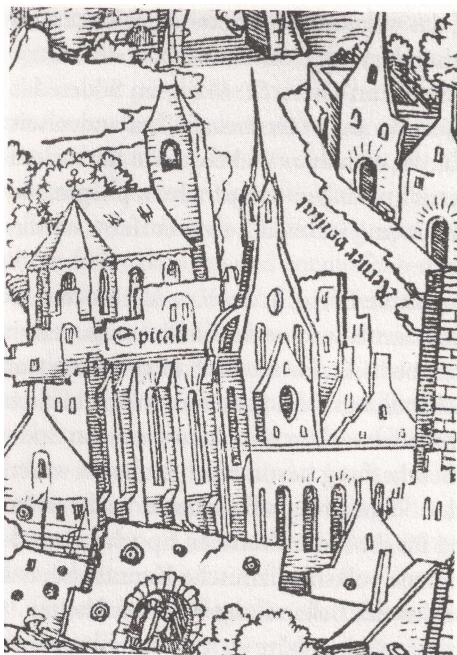
¹⁰⁰ P. Uiblein, Die Universität Wien im Mittelalter, (Schriftenreihe des Universitätsarchivs), Bd. 11, Wien, 1999, 24.

Die Schulmeister der Schule von St. Michael hatten nicht nur zu unterrichten, sondern auch die Schüler für den Chorgesang bei den Messen auszubilden. Das heißt, er war zugleich auch der Kantor in dieser Schule. Bis Anfang des 16. Jh. sind nur zwei Hilfskräfte festzumachen – ein Subkantor und ein Subrektor.

Der bekannteste Schulmeister von St. Michael war Simon von Asparn, der auch später Rektor von St. Stephan werden sollte. In Stift Melk kann man die Rede des Rektors von St. Stephan, die jener bei der Einsetzung von Simon gehalten hatte, nachlesen.¹⁰¹

Die Schule bestand bis 1620 und wurde in diesem Jahr wegen Verbreitung von lutherischem Gedankengut geschlossen.¹⁰²

Das *Bürgerspital* war eigentlich eine karikative Einrichtung, die sich um arme, alte und kranke Menschen kümmerte.



05 Wiener Bürgerspital, Ausschnitt Meldemann-Plan, 1530

In dem Büchlein *Das Wiener Bürgerspital* aus dem Jahre 1860 nimmt der Autor Michael Altmann an, dass das Spital von den Wienern Bürgern gegen Mitte des 13. Jhs. gegründet worden ist.¹⁰³ Es gab sowohl reiche wie auch arme Insassen und nach den Untersuchungen von Dr. B. Pohl-Resl, wurde die Fürsorge auf die zahlungskräftigen Bewohner beschränkt.¹⁰⁴ Das Gebäude befand sich vor dem Kärntnertor, zwischen der Stadtmauer und dem Wienfluss.¹⁰⁵

Von der Schule ist wiederum wenig Informatives erhalten. Csendes schreibt, dass die Schule Waisenkinder unterrichtete, die auch hier gepflegt und beherbergt wurden.

¹⁰¹ A. Mayer, Die Schulen, in: Geschichte der Stadt Wien, Bd. 2/2, Wien, 1905, 956 besonders Anm. 9.

¹⁰² R. Perger, Pfarrgemeinde, Stiftungen und Bruderschaften bis 1626 in: St. Michael: Stadtpfarrkirche und Künstlerpfarre von Wien, 1288-1988; Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, Wien, 1988, 28.

¹⁰³ M. Altmann, Das Wiener Bürgerspital, Wien, 1860, 3f.

¹⁰⁴ B. Pohl-Resl, Das Wiener Bürgerspital im 14. und 15. Jahrhundert, Soziale Aufgaben, wirtschaftliche Strategien und Formen der Überlieferung, (geisteswissenschaftliche Diss. Wien, 1994), 4.

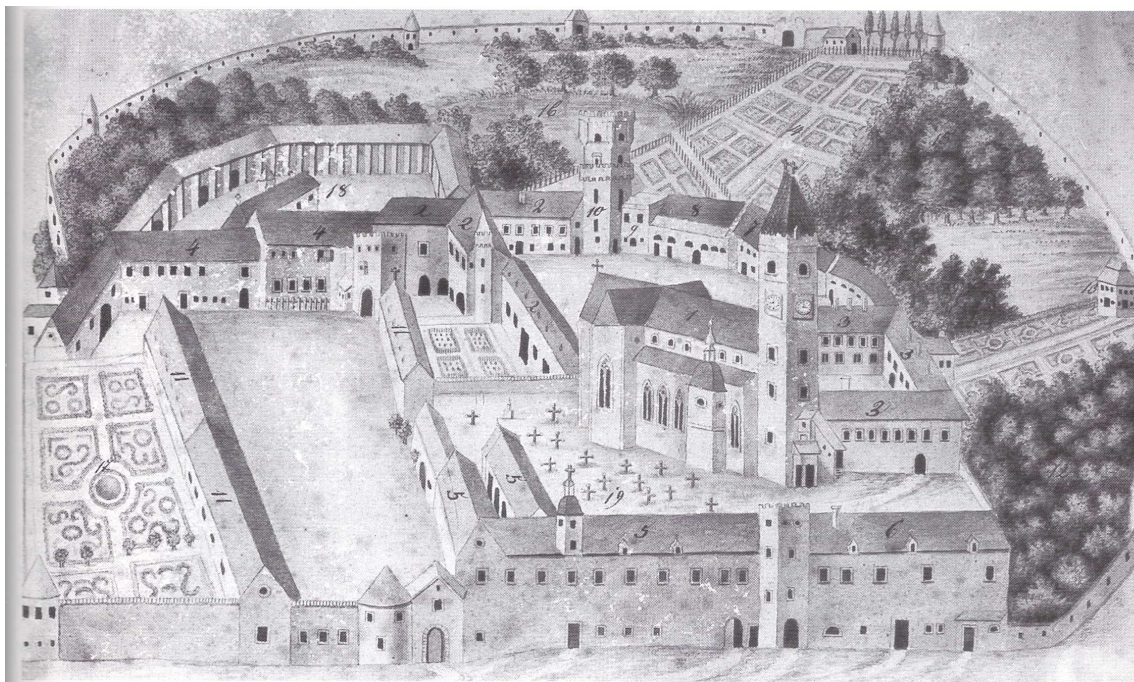
¹⁰⁵ Pohl-Resl, Das Wiener Bürgerspital, 28.

Sie übernahmen Dienste in der Messe. Am 18.12.1376 wurde ein Priester namens Peter zum Schulmeister ernannt und im Jahr 1473 ist ein Magister Michel Ruch als Schulmeister genannt.¹⁰⁶ Auf jeden Fall wurde im Personalstand aus den 30ern des 15. Jh. ein Schulmeister erwähnt, der nach den Erkenntnissen von Pohl-Resl zum ständigen Personal gehört haben dürfte.¹⁰⁷

Alle Schulen (auch die nachgenannte Schule des Schottenklosters) gehörten zu den Lateinschulen in Wien, aber hatten nicht das Niveau der Schule von St. Stephan. Das Trivium wurde in den Schulen gelehrt und zwar nach dem gleichen Lehrplan wie in St. Stephan.¹⁰⁸

2.2. Außerschulen für Laien im Kloster

Klöster im frühen Mittelalter hatten eigentlich nur *innere* Klosterschulen, die die eigenen zukünftigen Ordensbrüder ausbildeten. Die Zisterzienser führten



06 Bauzustand des Stiftes Herzogenburg im Mittelalter – Ansicht von Westen gegen Osten, Herzogenburg, um 1890

prinzipiell nur eine Schule dieser Art. Bezeichnenderweise befanden sich diese Schulgebäude auch innerhalb der Klosteranlagen. Seit dem Aachener Konzil 817 wurden die Klöster angehalten, auch die Kinder adeliger und reicher Familien

¹⁰⁶ A. Mayer, Die Schulen, 957 sowie Csendes, Wien – Geschichte einer Stadt, 306.

¹⁰⁷ Vgl. Pohl-Resl, Das Wiener Bürgerspital, 197f.

¹⁰⁸ Mayer, Die Schulen (2), in: Geschichte der Stadt Wien, Bd. 2/2, Wien, 1905, 957.

vorübergehend zur Bildung aufzunehmen. Was die Unterbringung dieser *äußeren* Schule in die am Rand befindlichen Gebäudeteile mit sich brachte. Eine solche Zweiteilung gab es aber meist nur bei einer größeren Anzahl von Schülern.¹⁰⁹

Helmut Engelbrecht zeigt die Lage einer solchen äußeren Schule an der Darstellung des mittelalterlichen Baus von Stift Herzogenburg. (Siehe Abb. 06)

Hier befand sich die äußere Schule vorne im ganz rechts befindlichen Gebäude, im ersten Stock.¹¹⁰

Als Bezahlung für die Ausbildung der adeligen Kinder bekamen die Klöster Grund und Boden der Familien gestiftet. Was man aus den diversen Traditionsnotizen entnehmen kann. Stift Göttweig, zum Beispiel, genoss 1100 einen ausgezeichneten Ruf. Hier wurde sogar der Sohn Heinrichs V. erzogen, der später als Bischof von Speyer amtierte.¹¹¹

Aus den erhaltenen Teilen einiger Aufzeichnungen des Stiftes Melk zeichnet Engelbrecht in seinem ersten Band des Österreichischen Bildungswesens, ein Bild von dem Schüleralltag in einer äußeren Schule:

*„...Die Schüler wurden bei Tagesanbruch geweckt..., etwa eine Stunde danach begann der Unterricht. Zwischen acht und zehn Uhr wurden beim Glockenzeichen die Schüler zur Terz in die Kirche geführt; sie sangen beim Chorgebet und bei der folgenden Messe mit. Nach dem anschließenden Mittagessen wurde der Unterricht wieder aufgenommen...Auch beim dritten Tagesgebet – ungefähr um ein Uhr – wirkten die Schüler mit. Am ersten Tagesgebet (Prim) und am nächtlichen Chorgebet brauchten die Schüler nicht teilzunehmen.“*¹¹²

Hier sei auch noch eine Ausnahme genannt: das von Heinrich II Jasomirgott 1155 gegründete *Schottenkloster in Wien*. Sie bildeten bei der Aufnahme von Schülern eine Besonderheit, indem sie nur irische Mönche zur Ausbildung aufnahmen. Durch diese Einschränkung wurde das Kloster mit seinen Mönchen auch oft als ein Fremdkörper in Wien angesehen. Eine äußere Schule ist erst seit 1310

¹⁰⁹ Vgl. Mayer, Geschichte der geistigen Cultur, 82 sowie Engelbrecht, Erziehung und Unterricht im Bild, 51.

¹¹⁰ Vgl. Engelbrecht, Erziehung und Unterricht im Bild, 51.

¹¹¹ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 119.

¹¹² Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 119.

festzumachen, als eine Wiener Familie Seelenmessen stiftete. Dabei wurde eine Belohnung für die singenden Schüler des Schottenklosters bestimmt.¹¹³

Durch zahlreiche Reformen entwickelte sich die äußere Schule zu einer Art Gymnasium mit einem adeligen Konvikt. Unter dem letzten irischen Abt (Anfang 15. Jh.) wurde eine Singschule im Kloster errichtet und ein eigener Chormeister ernannt. 1451 baute das Kloster eine neue Singstube. Die Musik dürfte also im inneren wie äußeren Schulbereich eine wichtige Rolle gespielt haben.¹¹⁴

Laut Anton Mayer waren besonders die deutschen Äbte auf das Blühen der Schulen im Schottenkloster bedacht. Abt Martin V. (1500-1518) reformierte die äußere Schule und versah sie mit dem vorgenannten Konvikt. Bei seinen Neuerungen trug er dem aufkommenden Humanismus Rechnung. Seinem Nachfolger gelang es die Schülerzahlen und die Qualität in ungeahnte Höhen zu steigern.¹¹⁵

3. Laienbildung - ohne Institution Schule

3.1. Wie soll das gehen?

Die meisten Menschen im Mittelalter waren Analphabeten - *illitterati*. Dazu gehörten die Bauern genauso wie der Adelige oder Fürst.

Der Begriff *illitteratus*, aus dem Lateinischen, wird bei uns als *Analphabet* übersetzt und der *litteratus* als *Lese- und Schreibfähiger*. Im Mittelalter hatten diese Begriffe eine andere Bedeutung als die heutigen Übersetzungen:

☀ Litteratus wurde der lateinisch gebildete Mensch genannt – pauschal gesehen die Kleriker

☀ Illitteratus war der Mensch der kein Latein beherrschte – der Laie.¹¹⁶

Lesen und Schreiben in der Volkssprache machte aus demjenigen noch keinen litteratus. Die volkssprachliche Bildung bediente sich der mündlichen Überlieferung.

¹¹³ C.R. Rapf, Das Schottenstift, Wien, 1974, 9f sowie A. Mayer, Die Schulen in: Geschichte der Stadt Wien, Bd. 2/2, Wien, 1905, 956.

¹¹⁴ Mayer, Die Schulen, Bd. 2/2, 956.

¹¹⁵ Mayer, Die Schulen, Bd. 2/2, 956

¹¹⁶ N. Kruppa, Zur Bildung von Adligen im nord- und mitteldeutschen Raum von 12. Bis zum 14 Jh. – ein Überblick, in: N.Kruppa/J. Wilke (Hg.), Kloster und Bildung im Mittelalter, Göttingen, 2006, 156 sowie Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 136.

Mit dem 13. Jh. stieg aber die volkssprachliche Schriftlichkeit, was die beiden oben genannten Begriffe wieder im Sinninhalt veränderte.¹¹⁷

Die Menschen empfanden die Zugehörigkeit zu dem Stand der illitterati nicht als einen Schlechtpunkt.¹¹⁸ In höheren Kreisen konnte man zwar nicht immer schreiben oder lesen, jedoch sah man Bildung nicht nur in der Richtung des litterati. Ulrich von Eschenbach oder Hartmann von Aue beherrschten zwar die Kunst des „Singen und Sagens“ aber nicht die des Lesens und Schreibens.¹¹⁹

3.2. *Die Predigt und andere Anlässe zu lernen*

Die gesprochene Sprache hatte also besondere Wichtigkeit in einer Zeit der des Lesens Unkundigen. Die Kirche war der richtige Ort um Informationen, Geschichten und seelische Unterstützung zu erfahren.

Die verbale und non-verbale Kommunikation war für das Leben und die zwischenmenschliche Beziehungen unverzichtbar. Daraus folgt, dass die mittelalterlichen Menschen eine enorme Merkfähigkeit besaßen. Damit wurden Symbole, Farben und Zahlen ganz wichtige Teile des Lebens und der Vermittlungstechnik. Das Bild war ein wichtiges didaktisches Mittel, das wir heute noch in den alten Kirchen sehen können.¹²⁰

Lassen sie mich ein kurzes Beispiel aus der Kirche von St. Stephan bringen:

Der Dom inmitten Wiens beinhaltet unzählige Symbole und Bilder, die auf den Menschen des Mittelalters wie ein Bilderbuch gewirkt haben müssen. Eines dieser Symbole ist das Gelände der Kanzel. Man sieht Räder mit drei Wellen (ein Symbol für das Irdische) und vier Wellen (ein Zeichen für das Göttliche). Die ersteren laufen in Richtung Erde und die anderen rollen hinauf. Der Geistliche berührt beim Aufstieg in die Kanzel dieses Geländer und somit streift er das Irdische von sich ab und lässt es auf die Erde rollen. Während gleichzeitig das Göttliche mit ihm hinaufsteigt zur Kanzel.

¹¹⁷ Vgl. Kruppa, Bildung von Adeligen, 158.

¹¹⁸ Vgl. Kruppa, Bildung von Adeligen, 156f.

¹¹⁹ Vgl. Mayer, Geschichte der geistigen Cultur, 85 ebenso J. Bumke, Höfische Kultur – Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter, München¹¹2005, 607-610.

¹²⁰ J. Le Goff, Der Mensch des Mittelalters, Essen, 2004, 39-42.

Ein Gang mit Frau Dr. Fenzl (Mitglied des Domarchivs St. Stephan) durch den Dom von St. Stephan öffnete mir die Augen für diese besondere Form der Mitteilung.¹²¹

Große Wirkung erzielten die Predigten. Im Mittelalter hieß Predigt, öffentliches Vorlesen und Vortragen des kirchlichen Wortes. Das Interesse der Menschen an dieser Art von Wissensweitergabe war eine grundlegende Voraussetzung. Auch wenn es Sammlungen von Predigten gab, so muss uns heute doch bewusst sein, dass die erste Übermittlung mündlich war. Laetitia Böhm spricht im Lexikon des Mittelalters von einer „...Hörkultur...“¹²²

Im 12. Jh. bevorzugte die Geistlichkeit bei den *Predigten* noch religiöse Thematiken. Man wollte die Gläubigen mahnen, erschüttern und erbauen. Eine zweite Art der Vermittlung fand seinen Anfang in *geistlichen Spielen*, welche an Ostern und



Weihnachten abgehalten wurden. Sie dienten zur Verfestigung der christlichen Lehre.¹²³

Die Predigt entwickelte sich ab diesem Zeitpunkt über das Erklären hinaus. Man las und trug vor, unter anderem auch Gebete. War die Predigt unter Karl dem Großen noch in Latein, so wurde ab 813 in der Volkssprache gepredigt. Die Inhalte und Ausformungen, die Augustinus oder Gregor der Große festgelegt hatten, blieben noch bis ins 12. Jh. aufrecht und dann begann ein *neues Zeitalter*:

07 Predigt eines Mönches,
Innsbruck, 1411

In den Predigten kritisierte die Geistlichkeit Zeitgenossen und Gesellschaft, gab die Sittenlehre weiter und verlautbarte die Meinung über die soziale Ordnung in der Welt. Die Thematik der Predigten betraf auch die Erziehungsmethoden oder -ziele der Eltern. Mütter sollten ihre Kinder nicht so verzärteln und das Kind sollte vor allem

¹²¹ Führung mit Fr. Dr. Fenzl im November 2004.

¹²² L. Böhm, Erziehungs- und Bildungswesen, A. Westliches Europa, II. Geschichte der Erziehungs- und Bildungsformen, LexMA 3, 2199-2200.

¹²³ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 136f.

Theologie studieren und kein Anwalt werden. Die Lehrer sollten nach christlichen Gesichtspunkten gewählt werden.¹²⁴

Diese reine Sprechkultur trugen auch Persönlichkeiten aus dem Schulsystem. Oft konnten diese kein Latein oder Lesen und Schreiben. Es entstand eine Laienkultur, die fein strukturiert war. Sie war imstande Gestaltung und auch Inhalte von geistig anspruchsvollen Werken aufzunehmen.¹²⁵

Ende des 12. bis Mitte des 13. Jh. änderten sich auch in der Literatur die Inhalte. Man besann sich der germanischen Stoffe und Textgattungen und nahm sie in den jeweiligen Werken auf. Besonders in den österreichischen Landen entstanden wunderschöne Heldenepen und Minnelieder. Der uns bekannteste Dichter dieser Zeit am Wiener Hof der Babenberger war Walther von der Vogelweide. Er war der bedeutendste lyrische Dichter des Mittelalters und wurde auch von anderen mittelalterlichen Dichtern, man nehme nur Gottfried von Straßburg, geschätzt.¹²⁶

Durch Predigten, geistliche Spiele und gesellschaftlichen Verkehr wurden wissenschaftliche und literarische Leistungen weitergegeben. Erst mit dem Buchdruck begann sich die Art der Weitergabe von Wissen langsam zu ändern.¹²⁷ In diesem System der Wissensweitergabe nahm der Laie aus den verschiedenen Bildungsbereichen stammende und unzusammenhängende Bildungsinhalte auf und baute sie wie einen Puzzleteil in das eigene Weltbild ein.¹²⁸

Eine der Erziehungsarten die auf dieser Sprechkultur basierte war die *höfische Erziehung für Knaben und Mädchen*. Eine wissenschaftliche Erziehung war den adeligen Kreisen fremd – die Babenberger mit Otto von Freising oder Leopold VI. bildeten hier eine große Ausnahme.¹²⁹

Otto von Freising wurde bald nach seiner Grundausbildung, die wahrscheinlich in Klosterneuburg stattfand, mit 15 Gefährten nach Paris zur weiteren Ausbildung geschickt. Er kam in eine Welt der neuen Gedanken und erlebte Abaelard bei Diskussionen über Philosophie. Die Lehren des Bernhard von Clairvaux beeindruckten Otto so stark, dass er mit seinen Begleitern 1132 dem Orden der

¹²⁴ Vgl. Shulamith Shahar, *Kindheit im Mittelalter*, Düsseldorf, 42004, 196-203.

¹²⁵ Vgl. Engelbrecht, *Geschichte des österreichischen Bildungswesens*, Bd. 1, 137f.

¹²⁶ U. Schulze, Walther von der Vogelweide in: *LexMA* 8, 2004-2007.

¹²⁷ F. Opll, *Leben im mittelalterlichen Wien*, Wien-Köln-Weimar, 1998, 156.

¹²⁸ A. Mayer, *Geschichte der geistigen Cultur*, 137.

¹²⁹ A. Mayer, *Geschichte der geistigen Cultur*, 85.

Zisterzienser beirat. Der Babenberger wurde 1138 Abt von Morimond und noch im gleichen Jahr Bischof von Freising. Er verfasste einige Werke und darunter seine berühmte Chronik, die einen Höhepunkt in der mittelalterlichen Geschichtsschreibung darstellt¹³⁰.

3.3. Höfische Erziehung – Ein Ritter ohne Fehl und Tadel

Die mittelalterliche Gesellschaft war im ersten Zeitabschnitt am Feudalismus und dem Adel orientiert. Es kam zu einer Entwicklung, die eine Verteidigung und Heeresfolge nötig machte. Die gepanzerte Reiterei gehörte schon seit dem 8. Jh. zu den militärischen Kerntrouppen. Der militärische Dienst entwickelte sich zu einem Vollzeitjob und verlangte regelmäßiges und gezieltes körperliches Training. Diese kleine Kampfelite schloss sich gegenüber den unteren sozialen Schichten ab, indem sie sich Regeln aufstellte, wie die Adelstugenden, die es zu erlangen galt. Ein neues ritterliches Gesellschaftsideal mit einem besonders gestärkten Standesbewusstsein entstand.¹³¹

Der adelige Mensch hatte von Geburt an alle Anlagen für alle edlen Charaktereigenschaften. Damit diese gut ausgeprägt waren von Geburt an, war die Abstammung des Vaters wie der der Mutter wichtig. In der Biographie des *Guillaume le Maréchal* wird von der Mutter nur der Name *und* die Abstammung erwähnt. Doch war dieser Stammbaum noch nicht sehr groß, weil der Hauptprotagonist ein Aufsteiger war.¹³²

Die mittelalterlichen Theoretiker sahen nicht nur die Herkunft als wichtig an sondern, neben der Zusammensetzung der Körpersäfte, auch die Erziehung der Kinder. So konnten sie sich die von der Gesellschaft geforderten Charaktereigenschaften und Verhaltensmuster erarbeiten.¹³³

Die Ausbildung begann schon von Kindesbeinen an. Meist übernahm die Mutter die Obsorge für das Kind bis zum siebten Lebensjahr. Lassen wir kurz Gottfried von Straßburg zu diesem Thema zu Wort kommen:

¹³⁰ Vgl. Pohl/Vacha, Welt der Babenberger, 136-143 sowie K. Schnith, Otto von Freising in LexMA 6, 1581-1583.

¹³¹ Vgl. Schneider, Vor 1000 Jahren – Alltag im Mittelalter, 171 sowie Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, 126.

¹³² G. Duby, Guillaume le Maréchal, Frankfurt/Main, 1986, 55 und 75.

¹³³ Shahar, Kindheit im Mittelalter, 191-194.

*„...Sobald das Kind getauft war,
das Sakrament empfangen hatte,
nahm die treffliche Marschallin
ihr liebes Kindchen wiederum
in Pflege, und dies liebevoll.
Sie wollte ständig wissen,
wollte sehen, ob sein Zustand
nichts zu wünschen übrig lasse...“¹³⁴*

Die Mutter hatte also die Aufsicht und die erste Erziehung des kleinen Kindes über. Bei Tristan ist die Stiefmutter ganz besonders um den kleinen Knaben besorgt. Dass diese liebevollen Zuwendungen für die Kinder sehr wichtig waren, wussten die Menschen im Mittelalter.

Die Autorin Shulamith Shahar schreibt über einen Mönch namens Salimbene. Dieser erzählte über Kaiser Friedrich II., dass er einen Versuch mit Neugeborenen durchführte. Die Ammen sollten kein Wort mit den kleinen Wesen sprechen und auch nicht liebkosten. Man sollte sie nur ernähren, wickeln und sauber halten. Der Kaiser wollte wissen, ob die Babies im Laufe der Zeit Hebräisch, Latein, Griechisch oder die Muttersprache sprachen. Das Ergebnis dieses Versuchs war der Tod aller Neugeborenen vor Beginn der Sprachentwicklung.

Man erkannte, dass es ohne Zuwendung kein Überleben für die Säuglinge gab.¹³⁵

Die Frau - die Mutter - war die Bezugsperson im Leben des kleinen Kindes. Sie hatte in diesem Zeitraum eine sehr starke Bindung zu ihrem Kind und umgekehrt. Die Kleinkinder hatten in der mittelalterlichen Gesellschaft schon einen eigenen Stellenwert und wurden nicht als kleine Erwachsene angesehen.¹³⁶

In diesem Zeitraum lernte der Knabe religiöses Basiswissen und die gesellschaftlichen Sitten.¹³⁷

Dass die Trennungen von Mutter und Kind nicht immer ohne seelischen Kummer erfolgten, erzählt uns Gottfried von Straßburg ebenfalls einige Strophen weiter:

¹³⁴ D. Kühn, Tristan und Isolde des Gottfried von Straßburg, Frankfurt/Main, 2003, 2043-2050, 295.

¹³⁵ Shahar, Kindheit im Mittelalter, 109f.

¹³⁶ K. Arnold, Kind I. Westliches Europa, Lebensalter und frühkindliche Erziehung, LexMA 5, 1142-1143.

¹³⁷ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 140.

„...In diesen Jahren des Erblühens,
in denen die Freude wachsen sollte,
in denen er, in seinem Glück,
den Lebensanfang machen sollte,
da war sein schönstes Leben aus!
Als er begann im Glück zu blühen,
sank der Sorgen-Reif,
der vielen jungen Menschen schadet,
und ließ sein Blütenglück verwelken.
In seiner ersten Freiheit wurde
Seine Freiheit ihm geraubt...“¹³⁸

Mit sieben Jahren kam der Knabe als *Page* von der Familie weg zu einem Zuchtmeister. Dieser Lehrmeister war meist ein Verwandter der Familie. Der älteste Sohn der Familie wurde im Hochmittelalter nur im Hochadel in der eigenen Familie erzogen – die anderen Söhne mussten den eigenen Hof verlassen. So verließ Guillaume la Maréchal seine väterliche Burg und ging an den Hof des Kämmerers Guillaume de Tancarville.¹³⁹

Die Erziehung erfolgte in beiden Fällen in einer Gruppe gleichaltriger junge Männer. Man war als Jugendlicher in die Welt der Erwachsenen eingebunden und war immer



08 Miniatur, Manessesche
Handschrift, 14. Jh.

nahe der Praxis der ritterlichen Welt. Lob und Tadel stellten in der Lernwelt der jungen Menschen ein wichtiges Element dar.

Sie erlernten Reiten, Schwimmen, Pfeilschießen, Jagen, Fechten Schachspielen, Tricktrack (Vorläufer des Backgammon) und Versemachen. Man sprach auch von den *Sieben Ritterlichen Künsten*, die das passende Gegenstück zu den Sieben Freien Künsten darstellten. Daneben gab es Regeln für Gehen, Stehen, Kleidung und Benehmen bei Tisch. Die Jugendlichen mussten den richtigen Umgang mit einem Priester, Damen, Rittern und Kameraden erlernen.

¹³⁸ Kühn, Tristan und Isolde, 2074-2084, 296.

¹³⁹ Duby, Guillaume le Maréchal, 88.

Die ritterlichen Tugenden, die für einen Ritter unerlässlich waren, lauteten wie folgt:

- ☀ *Selbstdisziplin (disciplina)*
- ☀ *Sittliche Normen (elegantia morum)*
- ☀ *Maßhalten (temperantia)*
- ☀ *Milde und Freigiebigkeit (generositas und largitas)*
- ☀ *Klugheit (prudentia)*
- ☀ *Gerechtigkeit (iustitia)*
- ☀ *Stärke und Beständigkeit (fortitudo)* ¹⁴⁰

Die Theorie wurde in der Praxis als Page, Briefbote und beim Bedienen der Gäste geübt.

Die Ausbildung an den Waffen begann erst mit dem zwölften Lebensjahr. Die Verantwortlichkeit bei dieser Ausbildung oblag dem Burgherrn – die praktische Unterweisung jedoch hatte ein eigener Erzieher über.

Reiten wurde nun mit einer Waffe gelernt und ebenso das Treffen eines Zieles. Zu den Waffen, die im Reiten beherrscht werden mussten, gehörten Pfeil und Bogen, die Lanze sowie Hieb Waffen.

Einige Pagen wurden für die Falknerei ausgebildet. Alle diese Fertigkeiten trainierte der Knabe bei der Jagd, bei der die Pagen ihre Herren begleiteten. Dass diese Trainingsstunden gefährlich waren, sieht man an den vielen Unfällen, die überliefert wurden.

Der Geistliche auf der Burg lehrte dem Knaben die Religion, Lesen und Schreiben. Dies geschah aber nicht zwingend. Wie schon erwähnt, war Analphabetismus kein Hindernis für eine ritterliche Karriere. So wurde *Ulrich von Lichtenstein* (1200-1275) Truchsess und Marschall der Steiermark. Er bekleidete hohe politische Ämter in der Steiermark und verfasste den ersten Roman in der Ich-Form und deutscher Sprache.¹⁴¹ Hingegen wiesen die Dichter *Hartmann von Aue* und auch *Gottfried von Straßburg* (allerdings war er wahrscheinlich ein Bürgerlicher) stolz auf ihre Kenntnisse in Lesen hin.¹⁴²

Gelehrsamkeit als solches gehörte nicht zu den ritterlichen Tugenden und nahm eine zweitrangige Stellung ein.¹⁴³

¹⁴⁰ Vgl. Kruppa, *Bildung von Adeligen*, 160.

¹⁴¹ U. Müller/F.V. Spechtler, *Ulrich von Lichtenstein*, LexMA 8, 1199-1200.

¹⁴² A. Wendehorst, *Wer konnte im Mittelalter lesen und schreiben?* in: J. Fried (Hg.), *Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters*, Sigmaringen, 1986, 26f.

¹⁴³ Mayer, *Geschichte geistiger Kultur*, 141, sowie Wendehorst, *Wer konnte im Mittelalter lesen und*

Dieser Zustand wurde immer wieder von außen angegriffen und kritisiert. Wipo verlangte von Kaiser Heinrich III. ein Edikt, das den Besuch adeliger Knaben zwingend vorschrieb.¹⁴⁴

Im 12. Jh. zeigte sich erstmals im Adel der Wunsch nach Bildung. Zu diesem Zeitpunkt erlernten adeligen Jugendlichen Latein und bekamen so Zutritt zu den kulturellen Entwicklungen ihrer Zeit. Mit der Einführung der Volkssprache in den Elementarunterricht begann die Bildung der Adeligen zu boomen. Dies erkennt man eindeutig an der Zunahme von ausgestellten Urkunden sowie von Bilderhandschriften, wobei die Bilder nicht mehr als Stütze für Analphabeten dienten sondern die Texte illustrierte.¹⁴⁵

Erst ab dem 13. Jh. gehören die *septem artes liberales* zum Lernpensum der Ritter. Außerdem sollte der Ritter Mittelhochdeutsch, Französisch, Gesang und das Instrumentenspiel (Geige, Fidel, Flöte oder Harfe) beherrschen.

Initiiert wurde dies unter anderem von Konrad von Megenberg, der die Unbildung des Adels in seinem Werk *Yconomica* anprangerte. Durch diesen Druck von gelehrter Seite und durch den Aufstieg des Bürgertums thematisierte der Adel selbst dieses Problem. Man hielt teilweise an den Ritteridealen fest und näherte sich dem lateinischen Bildungsideal. Das bekannteste Vorbild ist wohl *Kaiser Maximilian I.* In seinem Werk *Weißkunig* lernte sein König sieben Sprachen, die *septem artes*, die *artes mechanicae* und die *artes probiales* der Ritterausbildung.¹⁴⁶

Als 14-jähriger empfing der *Knappe* sein Schwert. Der junge Mann kam nun unter die Zucht eines Ritters und durfte ab diesem Zeitpunkt einer Dame dienen. Die ritterlichen Normen wurden durch das Nachahmen und die zwischenmenschlichen Aktionen weitergegeben und eingeprägt. Der Jugendliche musste Tänze lernen und seine Dichtkunst verfeinern. In diesem Abschnitt erhielt er die meisten Informationen. Nicht nur durch das hautnahe Miterleben sondern auch durch Dichtungen und Geschichten von fahrenden Sängern erfuhren die Knappen von den Erfordernissen, denen ein Ritter zu entsprechen hatte. Die Kirche verlangte von den Rittern einen

schreiben?, 27.

¹⁴⁴ Kruppa, Bildung von Adeligen, 157.

¹⁴⁵ Kruppa, Bildung von Adeligen, 157f.

¹⁴⁶ L. Böhm, Erziehungs- und Bildungswesen, LexMA 3, 2199-2200.

einwandfreien Lebenswandel (wie den Schutz der Witwen, Waisen, Schwachen und Hilflosen). Er musste der Wahrheit dienen, gerecht, bescheiden und barmherzig sein. Der ideale Ritter hatte den Glauben jederzeit gegen Ungläubige und Ketzer zu verteidigen.

Hier sei noch kurz erwähnt, dass die Kirche sich hier schon in einem Zwiespalt befand. Einerseits verchristlichte sie das Ritterideal und andererseits, ermahnte sie die Erzieher und Eltern den Jugendlichen züchtige Lektüre zu geben und nicht Minnelieder und Ritterepen.¹⁴⁷

Dass in diesem Lehrabschnitt auf die Bildung immer mehr Wert gelegt wurde, zeigen uns die späteren Vermerke in den Werken von Dichtern und auch die selbst produzierten Gedichte der Ritter. Doch kann man, laut Nathalie Kruppa, den genauen Bildungsstand von einzelnen Adeligen nicht festmachen. Die Förderung der Minnesänger und Dichter ist ein sichtbares Zeichen, dass man auf eine bestimmte Art der Unterhaltung wertlegte. Die Adeligen, die selbst dichteten, hatten sicherlich Vorbilder und auch Vorbildung. Woher diese Vorbildung kam, kann nicht genau fixiert werden. Kruppa sieht eine Möglichkeit in dem oftmaligen Hören von Dichtungen oder in der schulischen Bildung des adeligen Mannes.¹⁴⁸

Im Alter zwischen 17 und 19 Jahren wurde der Mann „wehrhaft“ und empfing die Schwertleite. Man umgürtete den jungen Mann mit seinem Schwert. Einerseits bekam er damit sein Werkzeug andererseits aber bedeutete dies vielmehr. Georges Duby schreibt darüber in seinem Buch über die Biographie des Guillaume le Maréchal:

*„...ein Werkzeug, aber auch mehr, ein Symbol für das Recht und die Pflicht, zu kämpfen...“*¹⁴⁹

Die Jugendlichkeit endete an diesem Tag und der Knabe galt als erwachsener Mann. Meist wurde dieser Tag in der Erinnerung der Ritter als der wichtigste Moment ihres Lebens bezeichnet. Die Schwertleite beging man feierlich mit einer kirchlichen Zeremonie, denn dieser Augenblick sollte mit der Gnade Gottes erfüllt sein.

¹⁴⁷ Vgl. Shahar, Kindheit im Mittelalter, 243f.

¹⁴⁸ Kruppa, Bildung von Adeligen, 175f.

¹⁴⁹ Duby, Guillaume le Maréchal, 89.

Die Umgürtung mit dem Schwert stand dabei im Mittelpunkt. Bei hochadeligen jungen Männern oder Erstgeborenen wurde die Zeremonie einzeln vollzogen. Aber bei den nachfolgenden Söhnen (wie auch bei Guillaume) führte man den Ritterschlag in der Gruppe durch. Man darf nicht vergessen, dass diese Feierlichkeit der Familie des jungen Ritters auch Geld kostete. In späteren Zeiten sank diese besondere Zeremonie zu einer richtigen Massenabfertigung ab.¹⁵⁰



09, Umgürtung, Frankreich, 14. Jh.

„...ersten Stock...“ – die nächsten Schritte nach vorne

1. Die Umstände ändern sich – politische, wirtschaftliche, soziale und geistige Bedingungen im Spätmittelalter

1.1. Die Politik

Nach dem Tod *Friedrichs II. des Streitbaren* regierte König Ottokar von Böhmen, aus dem Haus der Přemysliden, in den österreichischen Landen.¹⁵¹

1273 entschieden sich die Kurfürsten bei der Wahl zum römisch-deutschen König für Rudolf von Habsburg. Rudolf war zwar kein Mitglied des Hochadels aber er besaß sehr viel Land im Reich. Die Landesherren, die mit Ottokars Herrschaft unzufrieden waren, hofften nun auf einen Umschwung in der politischen Situation. Rudolf ging relativ kurz nach seiner Krönung gegen den böhmischen König vor. Nach mehrmaligen Vorladungen zum Reichstag, einer vorübergehenden Versöhnung beider und Anerkennung Rudolfs, standen sich die beiden Herrscher 1278 bei Dürnkrut und Jedenspeigen mitsamt ihren Heeren gegenüber. Rudolf von Habsburg erwies sich als besserer Stratege und konnte die Schlacht für sich entscheiden.¹⁵²

¹⁵⁰ Vgl. Duby, Guillaume le Maréchal, 89f.

¹⁵¹ Vgl. Pohl/Vacha, Welt der Babenberger, 288-293.

¹⁵² Vgl. A. Niederstätter, Die Herrschaft Österreich – Fürst und Land im Spätmittelalter, in: H. Wolfram (Hg.), Österreichische Geschichte, Bd. 6, 69-80.

Durch geschickte Politik und den diversen Eheschließungen seiner Kinder errichtete er die Hausmacht Österreich. Den Habsburgern blieb in der Politik das Glück hold und mit geschickteren Aktionen verwandelte sich das „Haus Habsburg“ in das „Haus Österreich“.

Der Einfall der Osmanen und Hussiten im Osten sowie die diversen Zwiste im Hause Habsburg hatten einen starken Einfluss auf die Wirtschaft und somit auf das Bildungswesen.¹⁵³

1.2. Die Wirtschaft

Die Kolonisation auf österreichischem Gebiet ebnete ab und das fruchtbare Land war besiedelt. Doch gab es immer wieder Bevölkerungsbewegungen, weil meist der Boden nicht fruchtbar genug war und sich die Menschen davon nicht ausreichend ernähren konnten.

Ein Ziel der Landflüchtigen waren die Städte, was die Einwohnerzahlen rasch anstiegen ließ.

Die Verringerungen der bäuerlichen Dörfer, das rhythmische Auftreten der Pest wie auch die Aufteilung der Güter unter den Kindern und die Umstellung von Natural- auf Geldabgaben ließ den Bauernstand in eine schwere Krise schlittern. Die Bauern verarmten, bis auf den Bereich Weinbau. Das beeinflusste stark die Anzahl der Schulstandorte und die Unterrichtsteilnahme der bäuerlichen Jugend.¹⁵⁴

Bedeutsamen Aufschwung nahm der Bergbau (Salz, Eisen, Blei, Kupfer und Silber) in Österreich. Diese Geldquelle wurde die Basis der habsburgischen Politik. Die Habsburger griffen immer stärker in den Bergbau ein und unterstellten ihn einer strengen staatlichen Aufsicht.¹⁵⁵

Der Kapitalismus kam mit dem Wachsen der Städte. Das Gewerbe nahm einen ungeahnten Aufschwung. Es entstanden die Zünfte als Schutzbund gegen zu viele Handwerker innerhalb der Stadtmauern. Diese Maßnahmen trafen die Handwerker zur Sicherung ihres Verdienstes. Die Zünfte waren ein geschützter Ort, der sich um die Familie bei Tod eines Mitglieds kümmerte oder auch nur einfach für Treffen der

¹⁵³ Vgl. Niederstätter, Die Herrschaft Österreich, 63-277 sowie Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, 133-145.

¹⁵⁴ Vgl. Niederstätter, Die Herrschaft Österreich, 57-62.

¹⁵⁵ Vgl. Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, 162-167.

Handwerker sorgte. Diese Institution bekam immer mehr Einfluss auf die Politik der Stadt. Gegen Ende des Mittelalters gehörten circa 80% der Bewohner dem Stand der Handwerker an.¹⁵⁶

Das Bedürfnis sich mit Luxus zu umgeben und die stärken Verbindungen der Staaten untereinander, brachten einen Aufschwung des Handels mit sich. Es reichte nicht mehr im eigenen Land Handel zu betreiben sondern es bedurfte der Verbindungen zu anderen Ländern. Man schloss Handelsbeziehungen außerhalb der Landesgrenzen und beförderte die Waren zu Land und zu Wasser.

Auf familiären Verbindungen basierend wurden Handelsgesellschaften gegründet, die den Handel erweiterten. Die Kaufmannschaft erlangte immer mehr Einfluss auf die städtischen Belange, was auch das Standes- und Selbstbewusstsein der Kaufleute stärkte.¹⁵⁷

Der Kontakt zu den ausländischen Märkten brachte auch Neuerungen für die Schulbildung. Die Mitglieder der Kaufmannschaft mussten lesen und schreiben können, weil es nun vonnöten war, Handelsverträge abzuschließen und Geschäftsbücher zu führen.¹⁵⁸

1.3. Die sozialen Schichten und Bildung

Die Beweglichkeit zwischen den sozialen Schichten erstarrte langsam. Da im Mittelalter die Agrarwirtschaft vorherrschte, war die soziale Gliederung vom Grundbesitz abhängig. Der größte Grundbesitzer war der Landesfürst – damit stand er an der Spitze der sozialen Rangordnung.

Der Habsburger Rudolf I. erkannte den Wert einer guten Ausbildung. Die Kinder seines Sohnes Albrecht I. genossen eine sehr gute Erziehung. Seine Tochter Agnes hatte eine eigene Privatbibliothek. Albrecht III. förderte die Wiener Universität, die Rudolf IV. gegründet hatte. Die Ausbildung war am kirchlichen Latein und auch an praktischen Themen orientiert. Ein besonderer Erziehungsratgeber aus der Zeit 1450 ist uns erhalten geblieben – das Erziehungsbuch für



10 Holzschnitt, Unterweisung

Maximilians, Leonhard Beck, 1510/15

¹⁵⁶ Vgl. Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, 149-153.

¹⁵⁷ Vgl. Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, 160-162.

¹⁵⁸ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 150f.

Ladislaus Posthumus von *Enea Silvio Piccolomini* (späterer Papst Pius II.). Das Werk wurde im Stile der höfischen Dichtung verfasst und wies, laut Kurt Adel, schon in Richtung der Fürstenspiegel des 17. Jh. ¹⁵⁹

Piccolomini verfasste die ersten Ermahnungen mit Anekdoten geschmückt, die beim Vortragen sehr witzig erscheinen konnten. Der Autor versuchte dem Verhalten der Kinder gerecht zu werden und sein Erziehungsbuch dementsprechend zu verfassen. Er selbst sah es als eine Sammlung von Quintilian, Hieronymus und anderen antiken Autoren. Das Werk schenkte der Humanist Ladislaus zu Weihnachten. Nach dem Tod des Papstes übergab man *Kaiserin Eleonore*, Frau von Friedrich III. und Mutter von Maximilian I., sein Werk, um die Erziehung des zukünftigen Kaisers fundiert angehen zu können. ¹⁶⁰

Daneben wurden ihm auch praktische Fertigkeiten wie Jagen und Waffenhandwerk beigebracht. Auch ein Erziehungsgrundsatz des Papstes, wie man in einem Brief, den er Herzog Sigismund von Österreich schrieb, lesen kann. So wie es scheint, dürfte Sigismund nach Rat gefragt oder bei der Erziehung nur auf die ritterlichen Künste geachtet haben. Enea legte ihm nahe, immer genug zu lesen, denn die antiken Autoren lehren ihm alles. Einen Rückzug aus der Welt aber verneinte er, denn ein guter Fürst zeigte sich seinem Volk. Und jede Theorie brauchte, laut Piccolomini, auch die Praxis. Die körperliche Ertüchtigung der Jugendlichen war genauso wichtig wie die wissenschaftliche Ausbildung. ¹⁶¹

Dem Adel selbst fehlte im Spätmittelalter für richtungsweisende Aktionen in der Bildung noch das Geld. Sie waren wichtig für die ritterliche Laienbildung und legten Bibliotheken an. Der Adel beauftragte Übersetzungen von lateinischen antiken Texten in die jeweiligen Volkssprachen. Sonst standen sie dem Bauernstand näher als dem Fürsten. Schon im 13. Jh. beklagte man den Verfall der Sitten und gründete dagegen Ritterorden. So wollte man dem Verfall des idealen Rittertums Einhalt gebieten. ¹⁶²

¹⁵⁹ K. Adel, *Enea Silvio Piccolomini, Papst und Humanist*, Graz, 1962, 12.

¹⁶⁰ B. Widmer, *Enea Silvio Piccolomini – Papst Pius II.*, Basel, 1960, 67f.

¹⁶¹ B. Widmer, *Enea Silvio Piccolomini, Brief des E.S. Piccolomini an Herzog Sigismund*, editiert von Wolkan, 281-289.

¹⁶² Engelbrecht, *Geschichte des österreichischen Bildungswesens*, Bd. 1, 152.

Die Geistlichkeit verlor im Bereich des Bildungswesens an Gewicht, weil auch die Laien Zugang zur höheren Ausbildung bekamen. Das Wachsen des Selbstbewusstseins der Laien und des damit verbundenen Verlangen nach einer eigenen Bildung ließ die Kloster- und Domschulen langsam ins Abseits rutschen. Mit dem Wechsel der Rhetorik und Dialektik an die Universität nahm die Bedeutung der geistlichen Schulen noch mehr ab.

Jedoch blieben die Geistlichen noch lange Zeit im Beruf des Lehrers eine wichtige Größe.¹⁶³

1.4. Die Stadt

Eine ganz neue Entwicklung nahm ihren Lauf ab dem 10. Jh. – die Städte. Teilweise entstanden sie aus den alten römischen Zentren. Diese überlebten meist die Völkerwanderung unter der führenden Hand von Bischöfen. Andere Orte entstanden im Kern auch außerhalb des Bereiches des römischen Imperiums.¹⁶⁴

Mit der Gründung und Förderung der Städte verfolgte die Politik eine ganz neue Richtung. Man baute sich damit gesicherte Einflusszonen auf, die auch regelnd und organisierend wirkten. Die Zeiten brachten es mit sich, dass der Adel und auch die Geistlichkeit immer mehr königliche Rechte an sich brachten. Eine Tatsache, die auch eine Aufwertung der Betroffenen eintreten ließ. Ab dem 12. Jh. gaben die Landesherren den Städten zuerst wirtschaftliche Privilegien, um die Städteentwicklung zu fördern.

Die Städte wurden durch die freie städtische Erbleihe für Zuwanderer aus den ländlichen Gebieten noch attraktiver. Dieser Rechtszustand wird am besten mit dem Spruch „Stadtluft macht frei“ umschrieben.¹⁶⁵

Dass diese städtischen Bestrebungen nach Privilegien und Selbstbestimmung nicht immer ohne Kämpfe abging, ist in verschiedenen Quellen nachzulesen.

So spricht in Chrétien de Troyes' *Parcival* ein adeliges Fräulein von aufständischen Städtern als „tolles Pack“ und „Gesindel“. ¹⁶⁶ Die Stadtbewohner waren eine politische, wirtschaftliche und soziale Größe im mittelalterlichen Standesgefüge geworden. Für Oppl ist die Stadt des 12. Jh. eine

¹⁶³ Vgl. Mayer, Geschichte geistiger Cultur, 87.

¹⁶⁴ F. Oppl, Das Werden der mittelalterlichen Stadt, in: Georg Scheibelreiter (Hg.), Höhepunkte des Mittelalters, Darmstadt 2004, 134.

¹⁶⁵ Vgl. Oppl, Das Werden der mittelalterlichen Stadt, 135-139.

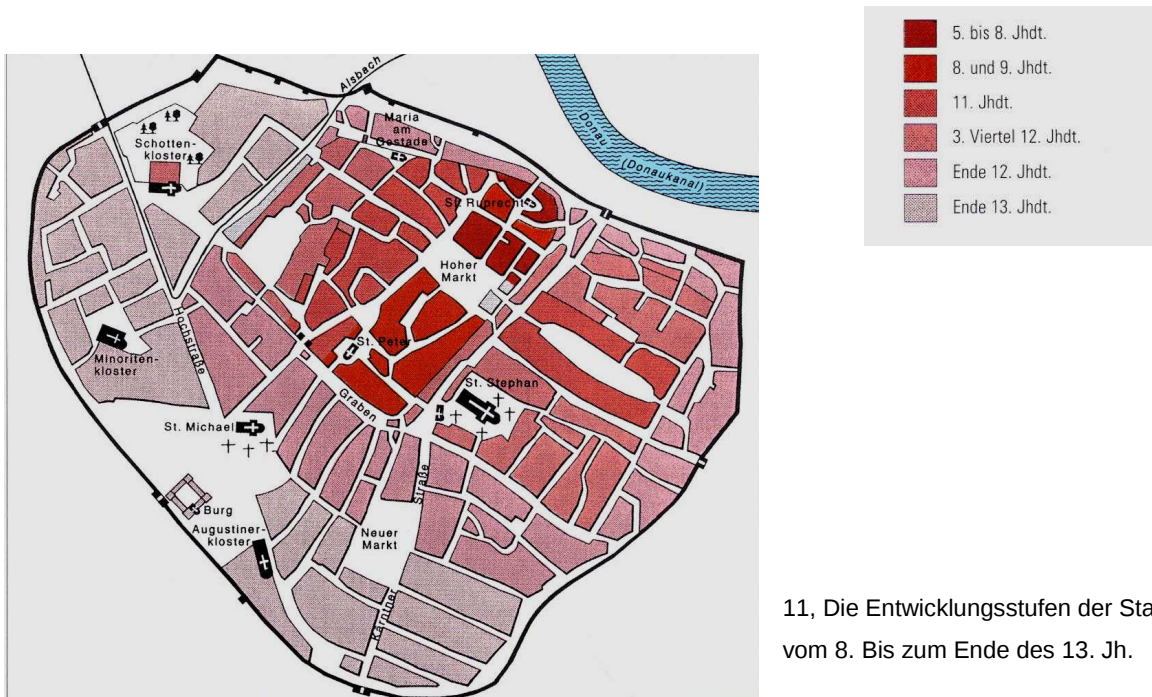
¹⁶⁶ Oppl, Das Werden der mittelalterlichen Stadt, 139.

„...nichtagrarische Groß- bzw. größere Siedlung, mit differenzierten wie organisierten Strukturen in ökonomischer, rechtlicher, sozialer und topographischer Hinsicht und zentralen Funktionen...“¹⁶⁷

Mit der Entwicklung der Städte entstand jetzt eine neue nüchtern denkende Mittelschichte. Gefördert von Landesherren übernahmen die Bürger der Städte immer mehr Pflichten und Recht. Damit bedurfte es eines besser ausgebildeten Rates sowie einer gut funktionierenden Verwaltung.¹⁶⁸

Die Bevölkerung in den Städten war in verschiedene soziale Ebenen eingeteilt – wurde man in eine dieser Ebenen hineingeboren, gab es keine Möglichkeit sich zu verändern. Da sich das ganze irdische Handeln auf das Leben nach dem Tod konzentrierte, war der Mensch des Mittelalters zufrieden seinen Platz in dieser Ordnung zu haben und zu sichern. Es gab eigentlich nur einen Weg für den Einzelnen aufzusteigen – den der kirchlichen Laufbahn.¹⁶⁹

1.4.1. Wien im Mittelalter



11, Die Entwicklungsstufen der Stadt Wien vom 8. Bis zum Ende des 13. Jh.

¹⁶⁷ Opll, Das Werden der mittelalterlichen Stadt, 140.

¹⁶⁸ E. Engel/F.-D. Jacob, Städtisches Leben im Mittelalter, Köln, 2006, 38-39.

¹⁶⁹ Vgl. R. Pohanka, Wien im Mittelalter, Wien, 1998, 106f.

In Wien bildete sich um 1200 eine Führungsschicht heraus. Die rechtliche Stellung der Mitglieder dieser städtischen Elite begründete sich in ihrem Besitz innerhalb der Stadtmauern Wiens. 24 *prudentiores* leiteten die Stadt im politischen Bereich und 100 *Genannte* wurden als besondere Vertrauensmänner erwählt. Natürlich gab es auch noch andere kleinere und größere Zusammenschlüsse von Bürgern, die auch den herzoglichen Schutz in verschiedener Intensität genossen.¹⁷⁰

1.4.2. Doch wer war Bürger in einer Stadt wie Wien?

Jeder Mann der 18 Jahre alt war und einen eigenen Hausstand innerhalb der Stadtmauer hatte, konnte Bürger der Stadt werden. Er musste sich bereit erklären, Steuern zu zahlen und sich im Notfall für die Stadt einsetzen. Nach der Abgabe einer Taxe gehörte die Familie dem Bürgerstand an. Die Familienmitglieder gehörten dann ebenso dem Bürgertum an wie auch das Familienoberhaupt selbst.

Hochadel konnte nicht zum Bürgertum gehören aber der niedere Adel sehr wohl.¹⁷¹

Die Bürger einer Stadt führten meist selbständige Betriebe in Bereich Handwerk, Handel und Dienstleistungen. Man findet auch Ärzte, Rechtsanwälte und höhere Beamte in ihren Reihen. Manche lebten auch von den Erträgen ihrer Liegenschaften. Die Bürgerschaft bildete einen Faktor, der in der Politik und auch in der Wirtschaft ein starkes Mitbestimmungsrecht entwickelte.¹⁷²

Richard Perger setzt die Zahl der Bürger im mittelalterlichen Wien mit 2.000 an und nimmt in seinem Beitrag über die Bewohner Wiens im Mittelalter folgende berufliche Aufteilung an:

<u>BERUFSGRUPPE</u>	<u>ANZAHL</u>
Handwerker	1.600 Per.
Kaufleute	300 Per.
<u>Sonstige</u>	<u>100 Per.</u>
Gesamt	2.000 Per. ¹⁷³

¹⁷⁰ Vgl. K. Lohrmann, Das Werden von Stadt und städtischer Gesellschaft in: P. Csendes/F. Oppl, Wien – Geschichte einer Stadt, Bd. 1, Wien, 2001, 260.

¹⁷¹ Vgl. R. Pohanka, Wien im Mittelalter, 107, sowie R. Perger, Der organisatorische und wirtschaftliche Rahmen, in: Csendes/Oppl, Wien – Geschichte einer Stadt, Bd. 1, 209.

¹⁷² R. Perger, Der organisatorische und wirtschaftliche Rahmen, in: Csendes/Oppl, Wien – Geschichte einer Stadt, 209.

¹⁷³ R. Perger, Der organisatorische und wirtschaftliche Rahmen, in: Csendes/Oppl, Wien Geschichte einer Stadt, 209.

Die Aufsteiger des Mittelalters waren die Handwerker. Sie gewannen durch die Verbesserung ihrer finanziellen Lage Einfluss auf die Stadtverwaltung und konnten sogar in bürgerliche Familien einheiraten.

Die zweite Gruppe in der Stadtverwaltung die Erbbürger und Ritterbürger von Wien, die sich als Stadtpatriziat verstanden. Sie griffen in die Politik aktiv ein und vermeldeten mit dem Erreichen der Reichsunmittelbarkeit Wiens zweimal – 1237 und 1278 – einen großen politischen Erfolg.

Dieser wirtschaftliche und politische Aufstieg hatte nun zur Folge, dass die Bürger die schulischen Einrichtungen für sich beanspruchten und weitgehend lesen und schreiben konnten.¹⁷⁴

Man bildete die ersten urbanen Bildungsstätten und entzog so dem Kloster die Monopolstellung als institutionelle Ausbildungsstätte.¹⁷⁵

Jedoch brauchte es im Laufe der Zeit den Aufbau eines neuen passenden Bildungssystems. Aus wirtschaftlichen Gründen wollte man für seine Kinder eine fundierte Ausbildung.

*„...aus dieser Schicht wurde die intellektuelle Prominenz des Landes gespeist.“*¹⁷⁶

1.5. Die Theorie zur Praxis – pädagogische Denker

Das ganze Mittelalter hindurch waren die pädagogischen Schriften des hl. Augustinus und Cassiodor Basislektüre. Von Alkuin findet man im Mittelalter auf österreichischem Gebiet vor allem sein Werk *dialogus de rhetorica et virtutibus* – ein Gespräch zwischen Karl dem Großen und dem Autor.¹⁷⁷

Mit Beginn des 11. bzw. 12. Jh. begann sich die geistige Einstellung der Menschen im Mittelalter zu ändern. Der Gelehrte und der Schüler sammelten und kopierten – man nahm Information auf und gab sie weiter. Es entstand eine geistige Individualität in der Auffassung der Welt und deren Gestaltung. Wurden vor dem 12. Jh. die Widersprüche der Wissenschaft mit dem religiösen Element harmonisiert, so begann man die Aspekte zu hinterfragen und sogar die Religion zu rationalisieren. Die Natur

¹⁷⁴ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 153.

¹⁷⁵ Kintzinger, Wissen wird Macht, 119.

¹⁷⁶ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 153.

¹⁷⁷ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 186.

war früher das Zeichen für die göttliche Vollkommenheit. Nun begann man Phänomene in der Natur zu ergründen.

Die Scholastik fasste, durch die Universität in Paris gestützt, Fuß in der Welt der Wissenschaft. Der belebende Teil der Scholastik war die Aufstellung der These – Antithese und Synthese mit der man an Phänomene oder Texten herantrat.¹⁷⁸

Die Bearbeitung der Texte des Aristoteles war eine Leistung, die von *Thomas von Aquin* initiiert wurde. Er war einer der bekanntesten scholastischen Pädagogen des Mittelalters und wurde auf österreichischen Boden besonders in Ehren gehalten. Die Werke des Thomas von Aquin findet man in jeder gut sortierten mittelalterlichen Bibliothek.¹⁷⁹

Thomas von Aquin sah in jedem Menschen eine Potenz, die die Wissenschaft untersuchen und erfassen konnte. Der Lehrer hatte diese Potenz zu entfachen und zu fördern. Das primäre Element ist der Schüler, der sich entfalten und aktivieren muss, der Lehrende ist hingegen der sekundäre Part, der sich in diesen Dienst stellen sollte. Mit seiner Hilfe sollte sich der Geist des Schülers stärken und bestätigen.¹⁸⁰

Ein weiterer wichtiger Pädagoge des Mittelalters war *Hugo von St. Victor*, der sich intensiv bis Mitte des 12. Jhs. mit der Tätigkeit des Lehrens auseinandersetzte. Er bespricht in seinem zweiteiligen Werk *Didascalicon* nicht nur die Wissenschaftslehre sondern auch die handwerklichen Techniken (die Jagd, Landwirtschaft, Schmiedekunst und Weberei). Er möchte den Schülern nicht nur eine Allgemeinbildung zukommen lassen sondern auch deren Charakter bilden und formen. In diesem Sinne empfiehlt Hugo eine Auswahl des Lehrstoffes und eine logische Abfolge der Lehrpläne.¹⁸¹

Sehr interessant ist die Arbeitsmethode des Vinzenz von Beauvais, der im 13. Jh. schon mit einer Gruppe von Forschern Wissen zusammengetragen hatte. Er erstellte eine riesige Enzyklopädie mit dem Titel *Speculum maius*. Diese zerfiel in vier Teile mit folgenden Titeln:

¹⁷⁸ R. Limmer, Pädagogik des Mittelalters, Mannersdorf, 1958, 57f sowie R. Schönberger, Scholastik in LexMA 7, 1521-1526 ebenso bei Kintzinger, Wissen wird Macht, 120.

¹⁷⁹ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 182.

¹⁸⁰ Limmer, Pädagogik des Mittelalters, 145f.

¹⁸¹ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 186f sowie J. Ehlers, Hugo von St. Victor in: LexMA 5, 177f.

- ☀ Speculum naturale
- ☀ Speculum doctrinale
- ☀ Speculum historiale
- ☀ Speculum morale

Zu guter letzt sei hier noch ein vielseitiger Pädagoge genannt: *Johannes Gerson* (1363-1429).

Er weilte sogar 1418/19 in Melk und war ein Mitglied des *Collegium Ducale* der Universität in Wien. Gerson forderte die Lehrer zu besondere Güte und Vertrauen gegenüber den Jugendlichen auf. Seine Empfehlung ist ein liebevolles Eingehen auf die Entwicklung der Jugend. Er verurteilt alle, die Erfolge in der Erziehung mit Worten und auch mit Tätlichkeiten gefährden. ¹⁸²

Eine ganz andere Art von didaktischen Werken waren die höfischen und volkssprachlichen Dichtungen.

Ein großer, am Wiener Hof tätiger, Vertreter war *Walther von der Vogelweide*. Er wollte sicher in seinen Sprüchen erzieherisch wirken und nicht nur Wissen weitergeben. Der Dichter setzt auf eine ihm eigene Weise die Thematiken in seinen Werken um. In seinen Sprüchen tritt Walther von der Vogelweide unter anderem als Erzieher der Jugend und Ratgeber des Königs auf. Mit einer lebhaften Bildhaftigkeit beschreibt er die Folgen einer schlechten Erziehung und beabsichtigt damit einer verstärkende Wirkung seiner Sprüche. ¹⁸³ Das war literarisch gesehen eine Neuheit. Einer seiner bekanntesten Sprüche in pädagogischer Hinsicht ist wohl

„... Nieman kann mit gerten kindes zuht beherten...“ ¹⁸⁴

¹⁸² Limmer, Pädagogik des Mittelalters, 146 sowie Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 189.

¹⁸³ J. Bumke, Geschichte der deutschen Literatur im hohen Mittelalter, München, ⁴2000, 130-133. Hier sei noch erwähnt, dass die Sprüche von Walther von der Vogelweide nur ein kleiner Teil seines Schaffens ist, wie es Bumke in diesem Buch auch aufzeigt. In seinen Liedern und Sprüchen ist viel Kritik zu erkennen und lässt einen sehr nachdenklichen und zeitkritischen Dichter sichtbar werden.

¹⁸⁴ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 190.

1.6. ...noch zwei Entwicklungen, die für die Bildung wichtig waren...

Alle Veränderungen im Mittelalter fanden nicht gleichzeitig statt sondern völlig unregelmäßig. Die Adeligen und auch die Einwohner von Städten traten aus dem Gruppenbewusstsein heraus und es begann eine Phase der Individualisierung. Das Zusammenspiel von Religion und Wissen hatte im 13. und frühen 14. Jh. seinen Höhepunkt. Man hatte eine neue Art des Denkens in Theologie und Philosophie entwickelt. Wie Karl-Heinz Ohlig in seinem Beitrag zur *Entdeckung des Ichs* schrieb, wurde

„...die menschliche Erkenntnis verwiesen auf die Erscheinungswelt, die durch die Sinne wahrnehmbar ist...“ ¹⁸⁵

Doch blieben die Gedankengänge in vorgegebenen Bahnen und befreiten sich erst später gänzlich. Mit dem Wachsen der Städte und der sozialen Differenzierung begannen auch die Laien ihre eigenen Wege zur eigenen Entwicklung zu suchen und zu finden. Damit fundamentierte sich die geistige Neuentwicklung und konnte nicht mehr ausradiert werden. ¹⁸⁶

Das Selbstbewusstsein ist auch in der Literatur zu erkennen. Das Interesse bezog sich verstärkt auf die einzelne Person, seine Wahrnehmung des eigenen Ichs und die Beziehung zu zweiten und dritten Personen – sei es der Autor oder der Held in der Erzählung. ¹⁸⁷

Die Schriftlichkeit und Literatur bekamen einen neuen Stellenwert. Früher beschränkte sich die Bildung von Laien nur auf das Erlernen von Glaubenssätzen durch mehrmaliges Vor- und Nachsprechen. Man besprach Bibelstellen und das Leben bestimmter Heiliger anhand von Bildern. Die Gebildeten im Volke waren auf den kirchlichen und klösterlichen Bereich beschränkt (wobei hier auch das Wissen oft nicht über die Grundkenntnisse hinausreichte). Die Sehnsucht hier mehr Schulbildung zu erreichen war relativ gering, was aber die Bildung in anderen Bereichen, wie schon besprochen, nicht ausschloss.

Der Laienstand erarbeitete sich eine neue Stellung auf geistigem Gebiet. Mit dem Anstieg der Anzahl der Lese- und Schriftkundigen entstanden neue

¹⁸⁵ K.-H. Ohlig, Christentum-Kirche-Individuum, in: Richard v. Dülmen, Die Entdeckung des Ich, Köln, 2001, 30.

¹⁸⁶ Vgl. K.-H. Ohlig, Christentum-Kirche-Individuum, 31.

¹⁸⁷ Vgl. Kartschoke, Ich-Darstellung in der volkssprachlichen Literatur, in: Richard v. Dülmen, Die Entdeckung des Ich, Köln, 2001, 77f.

Interessensgebiete und auch Wissenschaften. Diese Tatsache erhöhte die Buchproduktion, die sich wieder nach Interesse und Wissenschaft richtete. Und nicht nur das – es wurden Schulen gebaut und eine neue Art der Schule entwickelt.¹⁸⁸ Auch im sprachlichen Sektor kam es zu Veränderungen. Das Lateinische reichte nun nicht D.mehr aus – es fehlte an bekanntem Vokabular, um die neuen Denkprozesse auszudrücken. Was lag näher als sich der Volkssprache zu bedienen? Bei der neuen und erhöhten Buchproduktion wurden Enzyklopädien, Behelfe für die Verwaltung und Schriftlichkeit kaufmännischer Aufgaben und gesellschaftlichen Lebens erstellt. Es bildeten sich Schreibkonventionen heraus, die in den Formelbüchern gesammelt und im Geschäftsleben benutzt wurden.

1.6.1. Ein kleiner Ausflug zu den Formelbüchern

Diese Formelbücher beinhalteten eine Sammlung von bestimmten Phrasen, die für die Ausstellung von Urkunden und Briefen benutzt wurden. Mit diesen Musterbüchern konnten für gleichartige Fälle immer die gleichen Wortfolgen geschrieben werden. Es kam so zu einer Kennzeichnung von bestimmten Urkunden- oder Briefarten.

Formelbücher für Urkunden gab es relativ früh im 4./5. Jh. in der Papstkanzlei. Ein bekanntes Formelbuch des 13. Jh. ist das *Liber Provincialis*, das in Verbindung zu einem Bistumskatalog steht. Es wurde noch öfters umgearbeitet – so im Jahr 1380 von Dietrich von Nieheim.

Doch diese Formelsammlungen sind auch im weltlichen Bereich zu finden. In der Zeit der Ottonen, Salier und Staufer sind solche Bücher kaum zu finden. Forscher haben den Codex Udalrici rekonstruiert. Mit der steigenden Anzahl von Urkunden im 13. Jh. (nach dem Interregnum) begann eine Blütezeit für die Formelsammlungen in den Kanzleien der Regierenden. Die Sammlungen wurden immer wieder komplementiert und weiter entwickelt. Eine der bekanntesten Sammlungen ist die *Summa cancellariae* von Johann von Neumarkt. Seit dem 15. Jh. aber wurden neue Kanzleiordnungen erstellt die nicht mehr auf die alten Formelbücher zurückgriffen.¹⁸⁹

Mit der Entwicklung des Handelsverkehrs und der Handwerker wurden diese verschiedenen Wortlaute auch für diesen Bereich erstellt und schriftlich festgehalten.

¹⁸⁸ Vgl. Mayer, Geschichte geistiger Cultur, 84-87.

¹⁸⁹ Vgl. P. Herde Formel-, -sammlungen, -bücher, Päpstliche Kanzlei, sowie W. Koch, Ottonisch-salische und staufische Reichskanzlei, ebenso P. Csendes, Reichskanzlei (13-15. Jh.), LexMA 4, 646-654.

Latein blieb die Sprache des Kultes und der Gelehrten und lebte in diesen Bereichen noch geraume Zeit weiter.¹⁹⁰

1.7. Die Jugend in der Erwachsenenwelt

Egal welchem Stand der Jugendliche angehörte, das moralische Erziehungsziel basierte auf der Religion. Dieses Ziel war wichtiger als Wissen oder berufliches Können. Das Leben war bestimmt von der Liebe zu Gott und von Gottesfurcht. Ein anderes Ziel war die herrschende Gesellschaftsstruktur gut zu finden und dieses weiter zu stützen. Die gesellschaftliche Stellung der Eltern war für die Ausbildung des jungen Menschen maßgeblich. Die Stände legten die Phasen, Methode und Bedingungen des Ausbildungswesens fest.¹⁹¹

Die Ausbildung sollte so früh wie möglich beginnen und endete mit dem Abschluss der Ausbildung. Dieses Beenden gestaltete sich von Stand zu Stand verschieden. Es konnte der Ritterschlag sein, die Erlangung der Meisterwürde oder eine Hausstandgründung bei den Bauern. In der Regel galt, je höher die Ausbildung war, desto länger dauerte sie.¹⁹²

Der Jugend, die Schulen besuchten, gelang es sich in der Welt der Erwachsenen zu separieren und eine eigene Gruppe zu bilden. Die Jugendlichen wurden an die Institution Schule gebunden sobald sie diese besuchten. Im Falle der Schule von St. Stephan sollten die Schüler nicht nur in den Unterrichtsstunden die Schule besuchen sondern erschienen auch an freien Tagen in dem Gebäude, um miteinander zu spielen oder miteinander Latein zu üben oder spielten je nach Wetterlage draußen am Friedhof bzw. im Schulgebäude selbst.¹⁹³

Dieser Vorgang gab dem jugendlichen Eigenleben starke Impulse, wie wir es bei den Studenten sehen können. Sie waren und sind die Träger neuer Ideen und Bewegungen. In der Schule begannen sich nun soziale Unterschiede langsam zu verwischen und die Differenzierungen, die den Alltag beherrschten, hatten im Klassenzimmer keine Kraft mehr.¹⁹⁴

¹⁹⁰ Schwenk, Geschichte der Erziehung von d. Antike bis zum Mittelalter, Weinheim, 1996, 238.

¹⁹¹ Vgl. Shahar, Kindheit im Mittelalter, 196f.

¹⁹² Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 155f.

¹⁹³ Vgl. Anton Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan in Wien, Wien, 1880, 29, sowie Csendes/Opll, Wien – Geschichte einer Stadt, Bd. 1, 301.

¹⁹⁴ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 156.

1.8. Und was bedeutet das für das Bildungswesen?

War bis dato nur von Lateinschulen die Rede, so muss man ab nun noch einen anderen Schultypus besprechen – die *deutsche Schule*.

Die Bürger der Städte fanden mit den vorhandenen Schulen nicht ihr Auslangen und schufen sich bald Freiräume innerhalb dieses Unterrichtssystems mit eigener Interessensgewichtung. Um den neuen Erfordernissen Rechnung zu tragen, entstand als Zwischenlösung an den städtischen Lateinschulen eine Mischform des bisherigen Lehrplanes:

☀ Lateinischer Unterricht in den sieben freien Künsten

☀ Alltägliches Wissen ¹⁹⁵

Doch konnte diese Form nur einen kurzen Zeitraum die sich entwickelnden Anforderungen der Stadteinwohner abdecken. Die nächsten Schritte waren neue Ausbildungsrituale und –orte innerhalb des Lebensbereiches Stadt.

1.8.1. Eine neue Art von Schule – die *deutsche Schule*

Die urbane Kultur forderte, Wissen für praktische Zwecke in der Schule zu erhalten. Die reine Theorie reichte nicht mehr für eine Schulbildung sondern es bedurfte einer Ausbildung, die in der Praxis weiterhalf. Die deutsche Sprache drang nun ab diesem Zeitpunkt in alle Bereiche ein, durch Übersetzungen von Urkunden oder Texten. Man vereinheitlichte sie aufgrund der lateinischen Sprachregeln und Grammatik, was sie für alle deutschsprachigen Regionen gültig machte. Damit wurde Deutsch lehr- und lernbar. ¹⁹⁶

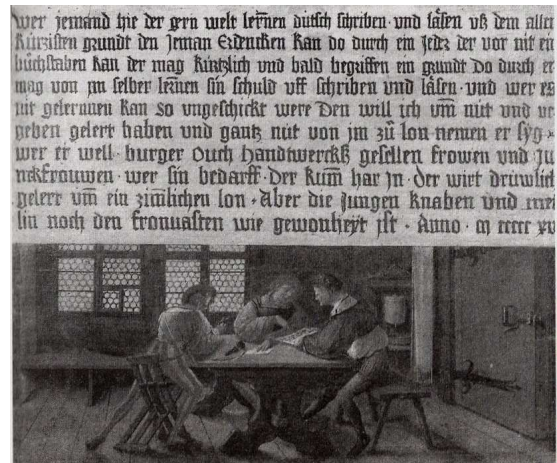
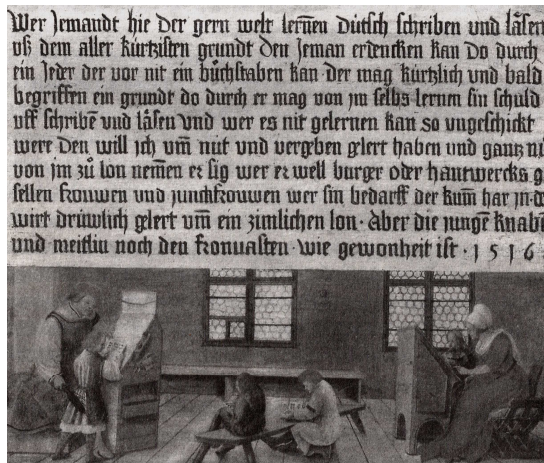
Um 1500 entstanden die ersten Schulen und jedermann konnte sie besuchen, wie man auch an einer noch erhaltenen Aushängetafel einer Schule lesen kann. Die Brüder Holbein haben sie für einen Lehrmeister in Basel 1516 angefertigt:

„...Wenn es jemanden gibt, der gern und auf dem schnellsten Weg deutsch schreiben und lesen lernen möchte, obwohl er noch keinen einzigen Buchstaben kennt, der wird bald verstehen, wie er selbst lernen kann seine Angelegenheiten aufzuschreiben. Es kann sich melden, wer will, Bürger oder

¹⁹⁵Kintzinger, Wissen wird Macht, 126.

¹⁹⁶ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 174.

Handwerksgesellen, verheiratete und unverheiratete Frauen, junge Buben und Mädchen. Wer es braucht, soll hereinkommen und wird hier verlässlich unterrichtet für einen angemessenen Preis...“¹⁹⁷



12, Hans und Ambrosius Holbein, Basler Schultafel (Vorder- und Rückseite), 1516

Auf dieser Tafel ist außerdem die Darstellung zweier Szenen aus dem Schulalltag zu sehen. Kleine Jungen drängen sich um den Lehrer mit einer Rute in der Hand während eine Frau kleine Mädchen unterrichtet.

Bei der anderen sitzt ein Lehrer mit zwei Erwachsenen an einem Tisch und lehrt ihnen das Lesen. Anhand der Kleidung kann man einen Handwerker und einen Adligen erkennen.

Besonders bemerkenswert ist die aktive Art des Werbetextes, den der Lehrer an seiner Haustafel anbringen ließ. Er weist sehr vehement auf den Nutzen des Lernens hin und bietet sogar eine Erfolgsgarantie.¹⁹⁸

1.8.1.1. Die neue Unterrichtssprache Deutsch

Das Besondere an den deutschen Schulen war das Einbauen der deutschen Sprache in den Unterricht als *Unterrichtssprache*.

Deutsch an sich existierte neben dem Latein schon früh im Unterricht. Es diente zur Übersetzung und in der ersten Zeit des Lateinunterrichts zur Erklärung und Verdeutlichung der lateinischen Grammatik.

¹⁹⁷ Kintzinger, Wissen wird Macht, 44f.

¹⁹⁸ Kintzinger, Wissen wird Macht, 45.

Durch diesen Gebrauch des Deutschen wurde auch die Volkssprache in ihrem Wortschatz und Satzbau ausgebaut. Die Grammatik von der lateinischen Grammatik abgekoppelt.

Als die deutsche Sprache in die Kanzleien und Handelszentren Einzug hielt, war es nötig, dass man Formelbücher für den Satzbau, Redewendungen und Gliederung von Schriftstücken erstellte. In der ersten Phase griff man auf die lateinischen Formeln zurück und übersetzte diese. Mit der Manifestation des Deutschen stieg der Bedarf an eigenen Formeln.

Deutsch wurde das neue Kommunikationsmittel.¹⁹⁹

1.8.1.2. *Der Unterricht in der deutschen Schule*

Der Unterricht machte den Schülern das Schreiben geläufig. Man arbeitete mit einzelnen Buchstaben, dann mit Silben und Wörtern. Danach folgten gängige Abkürzungen.

Als Übungsbeispiele in Lesen und Schreiben in Deutsch dienten meist Schriftstücke aus dem Alltag und Geschäftsleben. Man lernte deutsche Formeln für rechtliche Schriftstücke, um diese auch richtig *aufsetzen* zu können. Die Schüler lernten das Verfassen eines Schreibens nach dem Chrie-Schema (wer-wem-wie-warum-wann-wo). Außerdem wurde die Kunst des Dichtens und des Briefeschreibens gelehrt. Wortwahl und Wendungen waren eine wichtige Komponente beim Verfassen von Schriftstücken. Man musste Höflichkeitsformen und schmückende Reden einbauen können, was dem Stil der Zeit entsprach.²⁰⁰

Im Rechnen wurden Kenntnisse in Münz-, Maß- und Gewichtsarten weitergegeben. Gearbeitet wurde mit arabischen Zahlen und mit Rechenbretter und –schnüren.

Für den Gottesdienst lernten die Schüler der deutschen Schulen etwas Latein und Gesang. Der Gesangsunterricht war auch in den deutschen Schulen sehr wichtig, weil man zum Singen von Psalmen und für den Chorgesang in den Messen herangezogen wurde. Die Schüler konnten sich finanzielle Beihilfen *ersingen*. Auch

¹⁹⁹ H.J. Frank, Dichtung, Sprache, Menschenbildung – Geschichte des Deutschunterrichts von den Anfängen bis 1945, Band I, München 1976, 17-21 sowie Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 174.

²⁰⁰ Frank, Dichtung, Sprache, Menschenbildung, 25-27 sowie Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 174f.

bei Festen in der Stadt setzte der Stadtrat die Schüler bei der Gestaltung des musikalischen Teiles ein.²⁰¹

1.8.1.3. Schüler

Mädchen wie Knaben aus Kaufmanns- und Handwerkerfamilien besuchten die deutsche Schule vom siebten bis ungefähr zum zwölften Lebensjahr. Die Kinder wurden, ebenso wie in den Lateinschulen, in leistungshomogene Gruppen eingeteilt, wobei es hier nicht auf das Alter ankam, sondern auf den Wohlstand und den Willen der Eltern. Je mehr die Eltern investieren wollten, desto länger konnte das Kind die Schule besuchen. Der Lehrer nahm in der Unterrichtsstunde kleinere Teile der Gruppe heraus, um mit ihnen zu arbeiten, während die anderen eine Aufgabe lösen mussten.

1.8.1.4. Der Schulmeister

*„... Schulmeister sind selten reich...“*²⁰²

Das Unterrichten war ein Gewerbe und die Entlohnung war gering. Daher gingen die Schulleiter oft einer zweiten Beschäftigung nach – meist ging der Lehrer dem Schreiberhandwerk nach.²⁰³ Die Schulmeister waren meistens niedere Kleriker, Stadtschreiber, Handwerker oder auch Studenten, die ihr Studium abgebrochen hatten.²⁰⁴

Obwohl das Engagement der Stadträte bei der Durchsetzung einer deutschen Schule sehr hoch war, dürfte bei der Bezahlung der Schulmeister der Enthusiasmus zurückgegangen sein. Fand man einen Schulmeister für eine deutsche Schule, gab es meist Schwierigkeiten aufgrund der Entlohnung, was auch zu häufigen Wechsel der Schulleiter führte.²⁰⁵

Das Schulgeld war eine wesentliche Einnahme für den Schulmeister. Je nach Vermögen der Eltern und Klassenstufen der Schüler wurde der finanzielle Beitrag

²⁰¹ Engel/ Jacob, Städtisches Leben im Mittelalter, 105.

²⁰² Engel/ Jacob, Städtisches Leben im Mittelalter, 13.

²⁰³ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 175.

²⁰⁴ Engel/ Jacob, Städtisches Leben im Mittelalter, 105.

²⁰⁵ Kintzinger, Wissen wird Macht, 138.

gestaffelt. Ebenso konnte man einzelne Unterrichtsfächer zu dem „Basisangebot“ dazukaufen.

Es wurden dem Lehrer und Schulmeister auch Naturalien von den Familien geschenkt. Dass es hier zu Missbrauch kam, zeigen Regeln in den diversen Schulordnungen:

*„...Auch soll er die Kinder nicht drängen, ihm Ostereier, Kirchweih- oder Opfergeld und andere Geschenke zu bringen, außer was sie ihm freiwillig geben. Doch soll er denen gegenüber, die ihm nichts mitbringen, nicht weniger gut gesonnen sein.“*²⁰⁶

Für Licht und Wärme in der Schule sorgten wieder die Schüler durch Mitbringen von Holz und Kerzen, wobei es dem Lehrer verboten war, diese zu verkaufen. Diese Abgaben mussten die Eltern des Schülers an bestimmten Feiertagen leisten:

*„...Ferner hat ein Stadtkind in jedem Winter ein Fuder Holz zu kaufen oder es muss jeden Tag zwei scheite Holz mit in die Schule bringen. Auch muss ein Stadtkind zwei Talglichter geben, wenn man von Martini bis zu Weihnachten früh vor Tag mit dem Lernen beginnt, und soll das so oft tun, wie es an der Reihe ist.“*²⁰⁷

Im Falle der Schule von St. Stephan wurde der Rektor von der Stadt bezahlt. Die Lokaten bekamen ein vierteljährliches Schulgeld von drei Groschen, das auch einklagbar war.

Schulmeister wie Schulmeisterin hatten ein dementsprechendes Privatleben zu führen. Sie mussten eine ehrliche Geburt nachweisen können, ehrbar handeln und verhalten sowie verheiratet sein. Bei Verstoß gegen diese Vorgaben, gab es für das Schulpersonal (jeglicher Hierarchiestufe) empfindliche Strafen.

Der Stadtrat forderte vom Schulmeister, dass er sich während des Unterrichtes nur auf die Kinder konzentrierte und nicht einer anderen Beschäftigung nachging. Der

²⁰⁶ Schulordnung Landau/Pfalz 1432, in: Schulordnungen, Abt 1, Nr. 28, 48, zitiert nach: Engel/ Jacob, Städtisches Leben im Mittelalter, 113.

²⁰⁷ Schleizer Schulordnung 1492, in: Schulordnungen, Abt.1, Nr. 57, 113, zitiert nach: Engel/ Jacob, Städtisches Leben im Mittelalter, 113.

Lehrmeister sollte mit sorgsam gewählten Worten unterrichten. Hielt er sich nicht daran oder bestrafte er die Kinder zu hart, wurde dies vom Rat geahndet.²⁰⁸

1.9. „...bis in die Zehenspitzen?“ – die Verbreitung der Bildung

Durch den regen wissenschaftlichen Verkehr der Wiener Gelehrten kam es zu einer bildungsmäßigen Blütezeit. Besonders die zweite Hälfte des 15. Jh. wurde für Wien zu einem geistig fruchtbaren Zeitalter. Das Laienelement spielte dabei eine große Rolle.

Die *Albertinischen Reform* 1384 erhob die Wiener Universität zu einem geistigen Zentrum. Im gleichen Jahr bekam sie die theologische Fakultät zuerkannt und wurde damit zu einer Volluniversität.²⁰⁹

Doch die Volksbildung konnte mit dem raschen Tempo nicht mithalten. Zwar mehrten sich die Schulen in Wien, aber die Bemühungen hatten nicht immer den gewünschten Erfolg. Einerseits wohl, weil man die Wichtigkeit der Bildung des Volkes unterschätzte und die Lehrer oft nicht gut ausgebildet waren, andererseits war ein schwerwiegender Grund die schlechten sozialen und oft auch politischen Verhältnisse. Mayer sah in diesen Gegensätzen, die im Mittelalter unmittelbar nebeneinander existierten, ein Band, das alles zusammenhielt.²¹⁰

Erst Ende des 15. Jh. entstand die Idee einer Volksbildung, die *Conrad Celtis* angeregt hatte. Er galt als bedeutender deutscher Humanist und Dichter und fand Unterstützung für seine Ideen bei Herrschern, wie Maximilian I. und Künstlern, wie Dürer. Ab Herbst 1497 unterrichtete er an der Wiener Universität.²¹¹

Doch das Fehlen der geistlichen wie weltlichen Autoritäten verhinderte die praktische Umsetzung dieser Idee. Die breite Masse wurde schließlich davon nicht berührt.²¹²

²⁰⁸ Engel/ Jacob, *Städtisches Leben im Mittelalter*, 113f.

²⁰⁹ Csendes/Oppl, *Wien, Geschichte einer Stadt*, Bd. 1, 333-354.

²¹⁰ Vgl. Mayer, *Geschichte geistiger Cultur*, 92.

²¹¹ D. Wuttke, *Conrad Celtis Protucius*, in: *LexMA* 2, 1608-1611.

²¹² Vgl. Mayer, *Geschichte geistiger Cultur*, 93.

2. Schulalltag im Spätmittelalter

Aufbau und Inhalt des Unterrichts sind aus heutiger Sicht schwer zu bestimmen und können im Detail nicht beschrieben werden. Der Eintritt in die Schule war nicht genau festgelegt – genauso wenig die Dauer des Schulbesuches. War die Schule halbtags oder ganztags? Gab es Semester oder Trimester? Wann gab es Ferien? Dafür gibt es eben keine genauen Antworten.²¹³

Dabei wären gerade diese Fragen so interessant, um feststellen zu können, welches Pensum ein Schüler im Spätmittelalter zu bewältigen hatte. In der Theorie waren die Lehrpläne sehr umfangreich.

Doch kennzeichnete Traditionalität die Wissensvermittlung im Mittelalter. Man schloss altes Wissen nicht ab und konservierte es sondern man leitete das Neue vom Alten her. Es war wichtig an das alte Wissen nahtlos anschließen zu können und dies wurde auch das tragende Prinzip in der Wissensvermittlung.²¹⁴

Wie in der ritterlichen Ausbildung entstand auch für den Schulbesuch eine altersgemäße Einstufung. Von sieben bis 14 Jahren sollte man die Schule hinter sich gebracht haben, um dann auf die Universität zu gehen oder ein Handwerk zu lernen. Aus der Praxis wissen wir aber heute, dass auch ältere Jugendliche oder Erwachsene die Schulen besuchten – je nach Bedarf der Region oder Stadt.²¹⁵

2.1. *Im Klassenzimmer*

2.1.1. *Der Raum*

Der Übergang vom Einzelunterricht zur Wissensweitergabe an Gruppen, macht es nun nötig Räume zu finden, in denen man unterrichten konnte. Wie die jeweiligen Schulräume wirklich ausgesehen haben, wissen wir nicht. Jedoch ist anzunehmen, angelehnt an einigen Funden von Fresken, dass man an den Wänden der Klassenzimmer bestimmte Motive anbringen ließ. Man darf aber nicht vergessen, dass sich auch schon in dieser Zeit die Lehrinhalte änderten und somit eine neue

²¹³ R. Köhn, Schulbildung und Trivium im lat. Hochmittelalter und ihr möglicher praktischer Nutzen, in: Vorträge und Forschungen, Bd. 30, 1986, 223.

²¹⁴ M. Kintzinger, Wissen wird Macht, 38.

²¹⁵ Vgl. Kintzinger, Wissen wird Macht, 135.

Konzeption des Raumes notwendig gewesen wäre.²¹⁶ Daher wäre eine Raumausstattung mit allgemein gehaltenen Motiven, am wahrscheinlichsten. Der Unterrichtsraum hatte meist eine Fensterseite, wie es auch im Schulgebäude von St. Stephan der Fall war und selbst noch heute so gebaut wird. Wichtig ist und war für einen idealen Schulraum, dass man gute Lichtverhältnisse und Lüftungsmöglichkeiten hatte. Der Raum sollte so angelegt sein, dass der Lehrer die einzelnen Gruppen gut überschauen konnte. Daraus folgt, dass es einen lehrerzentrierten Unterricht gab. Der Lehrer gab die Erstimpulse aus und die Schüler gaben die ihnen eigenen Reaktionen ab. Es entstand eine Kommunikation bzw. Interaktion zwischen Schülern und Lehrern.²¹⁷

Der Unterricht spielte sich in den Latein- wie auch deutschen Schulen in einem großen Raum ab, in dem sich mehrere Gruppen befanden. Die Schüler konnten in Vierteljahresabständen in die nächste Gruppe aufsteigen.²¹⁸

2.1.2. Unterrichtsmethoden

Den Mittelpunkt des Unterrichtes bildeten das Vor- und Nachsprechen und das gedächtnismäßige Erfassen von Gelehrtem. Bücher waren zu diesem Zeitpunkt sehr teuer (ungefähr der Gegenwert eines mittleren Landgutes) daher wurden diese nur teilweise für den Unterricht exzerpiert. Vollständige Bücher hatte man erst an der Universität zur Verfügung.²¹⁹

Dazu kamen Lesen und Schreiben. Zuerst wurde Schreiben und danach oder zeitgleich wurde Lesen gelehrt. Doch wichtig war, dass das Schreiben die erste Stufe bildete. Weil Pergament für den Unterricht an den Schulen zu teuer war, schrieben die Schüler auf Wachstäfelchen und lernten Lesen mit Holzbuchstaben.²²⁰

Außerdem wurden die Schüler in *Sitten und Tugenden* unterwiesen. Doch geschah dies nicht im Religionsunterricht. In diesem Fach gab es keine schulische Unterweisung – vielmehr handelte es sich um ein Basiswissen auf das man sich während des Unterrichtes bezog. Die Religion war im täglichen Leben so verwoben,

²¹⁶ K.-A. Wirth, Von mittelalterlichen Bildern und Lehrfiguren im Dienste der Schule und des Unterrichtes, in: B. Moeller/ H. Patze/ K. Stackmann, Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, Göttingen, 1983, 264.

²¹⁷ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 21f.

²¹⁸ Mayer, Geschichte geistiger Cultur, 90.

²¹⁹ Mayer, Geschichte geistiger Cultur, 83.

²²⁰ Mayer, Geschichte geistiger Cultur, 90f.

dass man es nicht für nötig hielt es zu unterrichten. Einzig am Ende des Schultages wurden Geschichten aus der Bibel erzählt und am nächsten Tag abgefragt.²²¹ Auf der anderen Seite benutzte man Glaubenssätze zur Erlernung des Lesens und Schreibens.

Doch nicht nur die Wissensvermittlung war wichtig sondern die Lehrer sollten auch auf folgendes beim Unterricht achten:

„...Auch soll das Kind mit geziemenden Spielen und zuträglicher Bewegung beschäftigt und einer gesunden Luft ausgesetzt werden. Geziemende Kinderspiele sind das Puppenspiel, das Herumrollen von Holzspielzeug und sich selbst im Spiegel betrachten (beim Sprechenlernen). Denn die Kindheit kennt noch das Erstaunen über kleinste Dinge und ist mit Einfachem zufrieden .Mit solchen Spielen wird die kindliche Seele erfreut, das Blut kommt in Bewegung und der Geist wird geschärft; wobei durch das herumlaufen zugleich die Gliedmaßen sinnvoll bewegt werden, der gesamte Körper gestärkt wird und auch eine angestrebte Kräftigung erfährt....“ ²²²

Hier wird ein anderer wichtiger Punkt in der Erziehung des Kindes ersichtlich – die Liebe zum Kind. Diese Textstelle zeigt, dass auch Lehrer sich um die Gesunderhaltung des Körpers und der Seele, wie auch der Schutz vor Gefahren und das Maßhalten in allen Dingen bei ihren Schülern kümmern mussten.

2.1.2.1. Noch eine schnelle Zwischenbemerkung – die bibla pauperum
Heiligenviten und die Heilige Schrift wurden auch im Unterricht mittels Bilder erklärt. Hier bediente man sich der *Biblia pauperum*, der Armenbibel – ein Buch in Quartformat mit Bildern ausgestattet, um auch den Leseunkundigen die Bibel näher zu bringen. Während Mayer es als ein Buch mit 40 Seiten beschreibt, liest man im Artikel von Plotzek-Wederhake und Bernt, dass es sich um ein Werk mit 34 Bildern, aufgeteilt auf neun Blätter, handelte. Damit konnten immer 4 Bilderensembles auf einen Blick gezeigt werden (abgesehen von der letzten Seite). Jedem bildlichen Element war ein kurzer Text hinzugefügt. Man sah in dieser Bibelfassung

²²¹ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 167.

²²² Konrad von Megenberg, Ökonomik, Buch 1, Kap. 14, S. 89f. (übers. In: Arnold, Klaus, S. 140) zitiert nach: Engel/Jacob, Städtisches Leben im Mittelalter, 107.

- ✿ die Menschwerdung
- ✿ das Wirken Christi von der Leidensgeschichte bis zur Auferstehung
- ✿ die Gründung und der Triumph der Kirche oder das jüngste Gericht

Diese Thematiken veränderten sich im Laufe der Zeit bzw. stieg die Anzahl der Bildgruppen auf 50 Stück. Ab den 1450ern erschienen auch Ausgaben mit deutschen Texten.

Die Wirkung der Bilder auf die Glaubensbildung und Erbauung in der biblia pauperum war im Mittelalter immer wieder Thema von geistlichen Diskussionen.²²³

In den Lateinschulen sprach man nur Latein. Bei Nichteinhaltung dieser Regel, gab es empfindliche Prügelstrafen (sechs bis acht Gertenschläge). Die Muttersprache galt als verpönt. Anton Mayer erzählt von einer Frankfurter Schulordnung aus dem Jahr 1654, die die deutsche Sprache in der Schule gänzlich verbot. Man empfand das Verwenden der deutschen Sprache in dieser Ordnung als Gotteslästerung. Weiters berichtet er von einem Verbot an die Schüler Deutsch bei Feierlichkeiten zu sprechen.²²⁴

2.2. *Die „septem artes liberales“ – Grundlagen des Lehrplanes der Lateinschulen*

2.2.1. *Das Trivium*

Hatte der Schüler die elementaren Teile der lateinischen Sprache gelernt wurden sie in der Ausbildung des Triviums verfeinert und geschliffen. Man versuchte in Form und Stil dem lateinischen Ideal der Dichtung nahe zu kommen. Im Mittelalter waren die septem artes der Inbegriff der Allgemeinbildung und waren unbedingt nötig für ein weiteres Studium.²²⁵

Seit Beginn des Mittelalters wurde besonders das Trivium betont und erst mit dem Spätmittelalter verschob sich die Gewichtung der beiden Disziplinen zum Quadrivium.²²⁶

²²³ Weiterführend: Mayer, Geschichte geistiger Cultur, siehe Fußnote 20, 84 sowie G. Plotzek-Wederhake/G. Bernt, LexMA 2, 109-110.

²²⁴ Vgl. Mayer, Geschichte geistiger Cultur, Fußnote 37, 89.

²²⁵ Vgl. Köhn, Schulbildung und Trivium im lat. Hochmittelalter, 243-245.

²²⁶ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 178.

In der *Grammatik* gab es seit dem 13. Jh. keine fortschrittliche Behandlung. Auf heutigen österreichischen Gebieten wurden laut Engelbrecht grundlegende Bücher wie der *Donatus „ars minor“* und „*ars maior*“ sowie die *Institutiones grammaticae* des Priscianus von Caesarea nachgewiesen.²²⁷

Um 1200 schrieb *Alexander de Villa Dei* die *Doctrinale*, eine neue Grammatik, die im Unterricht verwendet wurde. Dieses Werk baut auf leichtere Merkmöglichkeiten auf und wurde vom Autor in Hexametern verfasst. Beim Lesen des Buches muss man aber davon ausgehen, dass man es nur für den Fortgeschrittenenunterricht benützte, weil grundlegende grammatikalische Themen, wie die regelmäßige Konjugation oder Adverb und Präpositionen, von Villa Dei übergangen wurden.²²⁸

Im Unterricht brachte man den Schülern die Grammatik anhand von Lebens- und Weltweisheiten von Ovid, Horaz, Aesop oder Boethius bei. Doch wurden hier nicht ganze Werke herangenommen sondern man bediente sich Exzerpten. In wachsendem Maße benützte man zu Übungszwecken Zitate aus der Bibel oder christlichen Schriftstücken.²²⁹

Die *Rhetorik* beinhaltete die Lehre des kunstgerechten Redens und Schreibens oder Stilkunde. Diese Disziplin nahm schon in der Spätantike eine wichtige Position ein. Die Christen befanden die Rhetorik nötig, um sich den heidnischen Vorwürfen gebührend stellen zu können. Für die Durchführung der Predigt war das rhetorische Wissen unerlässlich.

In den Schulen beschäftigte man sich mit Mustern für Vertragsabfassungen, Briefen und Urkunden. Dieser Bereich rückte im Schulunterricht in den Mittelpunkt.

Engelbrecht bezeichnet es so:

„...Aus den Notwendigkeiten der Verwaltungspraxis hatte sich bereits im 11. Jahrhundert die *ars dictaminis* oder *dictandi* entwickelt und begonnen, die *Rhetorik* zu überwuchern.“²³⁰

²²⁷ Mayer, Geschichte geistiger Cultur, 88, sowie Köhn, Schulbildung und Trivium im lat. Hochmittelalter, 245.

²²⁸ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 179f.

²²⁹ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 180 sowie E. Pérez Rodríguez, Grammatik in: LexMA 4, 1640-1641.

²³⁰ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 180.

Es entstanden eigene Stilkunden, wie man sie in Stift Zwettl finden kann. Das Formelbuch aus dem 13. Jh. hat den Titel *Anonymi Formulare Scribendarum Epistolarum*. Es beinhaltet viele Muster für den diversen Schriftverkehr im geistlichen wie auch weltlichen Bereich. Selbst die soziale Stellung der Sender und Empfänger eines Briefes musste bei der Formulierung beachtet werden und verlangte nach eigenen Formeln in der Abfassung.

Im 14. Jh. stellte man in Zwettl sogar eine eigene Fassung für den Unterricht zusammen. Diese Folianten waren besonders reichhaltig, weil Formalismen im Mittelalter besondere Wichtigkeit hatten.

Die Hauptliteratur war *de inventione* und die *partitiones oratoriae* von Cicero. Die Lehrschrift *Rhetorica ad Herennium* wurde einst Cicero zugeschrieben. Doch stammt sie aus der Zeit vor Cicero. Im 14. Jh. wurde das Werk von einigen Schriftstellern als Basis für ihre rhetorischen Schriftstücke verwendet.

Für den Unterricht der Grammatik und Rhetorik verfassten Lehrern auch eigene Lesebücher. So erwähnt Köhn *Johann von Garlande*, der ein Buch mit dem Titel *Cornutus* schrieb.²³¹

Im Fach *Dialektik* lernte man, wie man logisches Denken in Wort und Schrift richtig anzuwendete. Seit dem 12. Jh. wurde Aristoteles immer mehr gelesen, was die rationale Betrachtung von Fragen mit sich brachte. Damit rückte die Fragenstellung in Richtung Scholastiker, die die Dialektik auch besonders pflegten. In den heutigen österreichischen Ländern waren Thomas von Aquin und Albertus Magnus stark in den jeweiligen Bibliotheken vertreten. Man muss aber anmerken, dass in der Bibliothek der Wiener Universität auch Werke von Gegnern dieser Betrachtungsweise, wie Ockham, vertreten waren.

Ganz bemerkenswert ist, dass arabische Autoren in den Lehrbibliotheken ihren Platz fanden. Wieder nennt Engelbrecht ein Werk aus der Stiftsbibliothek Zwettl: *Tractatus Abiceni de logica*, das von dem arabischen Arzt und Philosophen *Avicenna* (11.Jh.) geschrieben wurde.

Die Dialektik erfuhr im Spätmittelalter eine ganz besondere Pflege und die Länder des jetzigen Österreich hielten mit den Fortschritten Europas ohne Probleme mit.²³²

²³¹ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 180f sowie Köhn, Schulbildung und Trivium im lat. Hochmittelalter, 230 und 245.

²³² Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 183.

2.2.2. Das Quadrivium

Dieser Teil wurde meist vom Rektor selbst unterrichtet. Die Schulordnungen von 1446 und 1558 bestätigen diese Vorgangsweise.

Stand das Quadrivium im Früh- und Hochmittelalter eher im Hintergrund, so trat es im Spätmittelalter ins Rampenlicht und verwies das Trivium auf einen Status der Vorbereitung für das Studium.

In *Mathematik* wurde mit arabischen Zahlen gearbeitet. Der Algorithmus verdrängte den Abacus. Diese Neuheit wurde zum Beispiel an der Wiener Universität schon im Jahr 1395 im Vorlesungsverzeichnis angeboten. Damit stellte sich Wien in den Mittelpunkt der mathematischen Studien im 14. Jh. auf deutschsprachigen Gebiet. Die Arithmetik selbst war in jeder Schule bekannt, weil es im täglichen Leben nötig wurde, Rechnungen zu stellen und lesen zu können. Der Schüler oder Student bediente sich dabei seiner Finger, was komplizierte Rechnungen ausschloss (auch auf der Universität) ²³³

Die *Geometrie* benötigte man unter anderem für die Feldmessenkunst beim Bau von gotischen Kathedralen. Sie kam zur gleichen Zeit wie der Algorithmus in den Lehrplan. Als Grundlage diente die Übersetzung Euklids von Boethius, welche kommentierte wurde. Ein zweiter Meister der Geometrie *Leonardo Fibonacci* (ein Gelehrter am Hofe Friedrichs II.) schrieb ein Lehrbuch mit dem Titel *Practica Geometriae*. Anfangs unterrichtete man die Geometrie noch sparsam. Im Spätmittelalter bekam sie ihren eigenen Platz im Rahmen der Mathematik. ²³⁴

Im Mittelpunkt der mittelalterlichen *Astronomie* stand der *Computus*. Er vereinigte arithmetische und astronomische Elemente für die Berechnung der kirchlichen Feste und deren Termine – besonders Ostern. Im 14. Jh. gab es schon die ersten ewigen Kalender, die einen Zyklus von 76 Jahren durchliefen.

Die Grundlagen des Unterrichtes bildeten der *Amalgest* des *Ptolemäus*. Leider benutzte man nicht die griechische sondern die lateinische Übersetzung. Diese war unvollständig und auch in der Übersetzung nicht richtig. In seinem grundlegenden

²³³ Mayer, Geschichte geistiger Cultur, 373, sowie Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 183.

²³⁴ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 183f.

Werk stellte Ptolemäus die Basis für die Astronomie auf. Das Lehrbuch erklärte Begriffe sowie verschiedene Methoden für die astronomische Arbeit.

Er beschrieb das geozentrische Weltbild und führt edafür auch Beweise an. Seine Ansicht wurde im Mittelalter in Europa zwar verbessert aber als unumstößlich angesehen. Erst in der Spätrenaissance konnte Kopernikus mit dem heliozentrischen Weltbild die alte Lehrmeinung entkräften.²³⁵

Weitere wichtige Werke für den Unterricht des Quadrivium waren die Schriften des *Johannes de Sacrobosco*. Der, vermutlich aus England stammende, Gelehrte unterrichtete in Paris in der ersten Hälfte des 13. Jh. Er schrieb vier Werke, die sehr bald zur Basisliteratur des Studiums eines Schülers gehörten. Für die Astronomie waren die folgenden Werke sehr wichtig:

☀ *Algorismus* (Arithmetik mit ganzen Zahlen und Grundrechnungsarten)

☀ *Computus* (bürgerliche und kirchliche Kalender- und Zeitrechnung)

☀ *De sphaera* (Grundlagen der geozentrischen Astronomie)²³⁶

Man darf aber nicht die Astronomie mit der Astrologie verwechseln, was man im Mittelalter sehr gerne tat. Ein bekannter Gegner der Gleichsetzung der beiden Gebiete war *Heinrich von Langenstein*. Mayer erzählt, dass der Gelehrte in Paris sowie auch später in Wien gegen die Vermengung der beiden Lehren auftrat. Für ihn war die Astronomie Wissenschaft und die Astrologie Scharlatanerei. Er verneinte die Beeinflussung des freien menschlichen Willens von den Kometen oder Sternen. Langenstein hielt die gleichsetzenden Theorien über Astronomie und Astrologie für Behauptungen...

„...von der sich die guten Christen ferne halten sollten, wie er denn auch bestritt, dass die Kometen auf die Menschen einen Einfluss ausüben.“²³⁷

Um die Mitte des 15. Jh. standen die Mathematik, Geometrie und Astronomie in voller Blüte. Ein großer Mann, der in Wien arbeitete, war *Johann von Gmunden*. Der Gelehrte unterrichtete in Wien und erhielt den ersten Lehrstuhl für Astronomie an der Wiener Universität. Seine neue Lehrmethodik bestand in der Vereinigung von

²³⁵ F. Schmeidler, Ptolemäus, Clausius P., in: LexMA 7, 312.

²³⁶ F.Krafft, Johannes de Sacrobosco, in: LexMA 5, 598-599.

²³⁷ Mayer, Geschichte geistiger Cultur, 374.

Theorie und Praxis, indem er eigene Forschungen betrieb und Instrumente dafür entwickelte.

Ihm folgten Wissenschaftler aus dem geistlichen und weltlichen Stand und es ist sehr interessant vom heutigen Standpunkt aus zu beobachten, wie aus einer neuen Art des Unterrichtes eine neue eigene Handwerkssparte für physikalische Instrumente in Wien entstand.²³⁸

War die *Musik* unter Boethius noch mit der Mathematik vereint, löste sie sich im Laufe des Mittelalters ab und wurde ein eigener Zweig des Quadriviums. Zuerst beinhaltete die Lehre den liturgischen Gesang. Es ging dabei aber nicht um die praktische Ausübung sondern um reines theoretisches Wissen. Die Ausübung der Musik wurde von den Techniken her rationalistisch erforscht. Erst im Lauf der Zeit begann man sich mit der Technik zu beschäftigen. *Engelbert von Admont* schuf mit seinem Buch *De musica* die wissenschaftliche Grundlage für die Musik. Einerseits wollte der Abt von Admont die Musik auf ein wissenschaftliches Fundament stellen, andererseits beabsichtigte er die Verbürgerlichung der Musik (Engelbrecht nennt es die „*Vulgarisierung*“) zu verhindern. Als einer der ersten Wissenschaftler hielt er auch die gesangliche Praxis des Mittelalters fest.²³⁹

Bei jeder Bürgerschule – wie auch Klosterschule – gab es eine *Kantorei*, in der die Schüler die Regeln des Gesanges und die nötigen Hymnen für die Messen lernten. Der Gesang stand im Dienste der Kirche. Sehr interessant erscheint eine Erwähnung von Anton Mayer über eine *Bestellung und Ordnung vom 24.9.1460 für die Cantorei von St. Stephan*. Sie zeigt den Aufbau der Gesangschule:

Es gab einen *Kantor* und einen *Subkantor* sowie zwei Gesellen, die bei Festen mit den Knaben sangen. Subkantor wie Kantor unterrichteten die begabten Schüler in den einfachen Formen der Gregorianischen Choräle. Den Gesang sahen die Gelehrten als einen Bestandteil des kirchlichen Zeremoniells und somit als einen Dienst an der Kirche.²⁴⁰

²³⁸ Weitere Details über die außergewöhnlichen Leistungen des österreichischen Gelehrten schildert Mayer in seiner *Geschichte der geistigen Cultur*, 375 und 378, überaus beeindruckend. Ebenso schreibt darüber Engelbrecht in *Geschichte des österreichischen Bildungswesens*, Bd. 1, 184, sowie J.D. North, Johannes von Gmunden, in: LexMA 5, 579.

²³⁹ Vgl. Engelbrecht, *Geschichte des österreichischen Bildungswesens*, Bd. 1, 184 sowie H. Zinsmeyer, Engelbrecht (Poetsch) v. Admont, in LexMA 3, 1919-1920.

²⁴⁰ Vgl. Mayer, *Geschichte geistiger Cultur*, 89f sowie Csendes/Oppl, Wien, *Geschichte einer Stadt*, Bd. 1, 302f.

Das Quadrivium erlangte in Wien durch die Zuwanderung von wissenschaftlichen Größen eine neue Betonung. *Konrad von Megenberg* kam im 14. Jh. aus Paris und propagierte als Rektor der Bürgerschule von St. Stephan das Quadrivium. Sein Erscheinen stellte den Beginn dar, in dem man das Quadrivium nunmehr zum Unterricht zählte. Aus heutiger Sicht betrachtet, darf man aber nicht vergessen, dass selbst in den geistlichen Schulen die artes nicht vollständig unterrichtet wurden. Im Laufe der Jahre wanderte die Vermittlung der septem artes auf die Wiener Universität.²⁴¹

2.3. „...wie lernt man am besten?“ – Lehrmitteln

2.3.1. Lehrtafeln

Über die Lehrmittel, die in den Schulen verwendet wurden – seien es Tafeln oder Bilder sowie die bildliche Ausstattung der Räume, haben wir keine Sachquellen erhalten. Einerseits haben sich mit den Lehrinhalten auch die Lehrmittel verändert und andererseits unterlagen sie mit Sicherheit einer starken Abnutzung.²⁴²

Bei der Ausstattung der Schulen kam es auf den Patron an, denn ein Lehrer konnte dies nicht berappen. Wenn die Wände nicht einheitlich grün waren, um die Augen zu erholen, dann wollte man Darstellungen nehmen die allgemein passend waren – wie die Darstellung der *septem artes liberales*. Die Bilder sollen einfach belehren und erbauen.²⁴³

Für die Unterrichtspraxis nahm der Lehrer nicht fixierte Darstellungen zur Hand. Es gibt noch einige erhaltene Einteilungssysteme für die Philosophie, die man wahrscheinlich beim Unterricht zur Verdeutlichung verwendet hatte.

Die drei Formen der Darstellungen sind

- ☀ *Baumdarstellungen*, die sich durch die Darstellung des Wachsens auszeichnete. Mit der Wahl des Baumes wurde das Lebendige des Wissens getroffen. Allerlei Allegorien fanden in den Zeichnungen ihren Platz.
- ☀ *Stemmata* hatten den Vorteil der Übersichtlichkeit. Zwar konnten sie mit Figuren verziert werden, doch lag der Schwerpunkt an den Verbindungslinien.

²⁴¹ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 185.

²⁴² Vgl. Wirth, Von mittelalterlichen Bildern und Lehrfiguren, 264.

²⁴³ Vgl. meine Ausführungen über das Klassenzimmer im Spätmittelalter, 76.

Sie wurden mit besonderen Motiven noch stärker betont. Schon Cassiodor bediente sich der Stemmata.

- 🏰 *Rotadarstellungen* stellten *sapientia* oder *philosophia* in den Mittelpunkt und bilden um diese weitere Kreise. Diese Darstellungsform fand man schon sehr früh bei Wand- oder Bodenschmuck.²⁴⁴

Wissenschaftliche *tabulae* waren gemeinhin stemmata, die vorwiegend die Bezeichnungen *scientia* statt *sapientia*. Lehrfiguren entfielen hier für gewöhnlich. Hatte die tabula einen theologischen Hintergrund, dann gab es meist eine *sapientia*-Lehrfigur sowie eine Figur des Christus, der Dreifaltigkeit oder auch des Teufels.

2.3.2. Bücher

Bücher waren, wie schon vorher erwähnt, eine sehr teure Anschaffung. Die hohen Preise basierten auf der langwierigen handschriftlichen Herstellung und dem teuren Pergament. Mit dem Jahr 1450 änderte sich diese Tatsache mit der Erfindung des Buchdrucks und der Verwendung des weitaus billigeren Papiers.

Johannes Gutenberg brachte mit seinen technischen Neuerungen im Druck eine Lawine ins Rollen. Wurden früher ganze Seiten in Holz geschnitten und gedruckt, zerlegte Gutenberg die Wörter in einzelne Buchstaben. Er produzierte Metallmodeln, die jeweils einen Buchstaben darstellten. Somit konnte er diese nach Belieben kombinieren. Den Rahmen für diese Model bildete ein Setzkasten, in dem die einzelnen Buchstaben fixiert wurden.

In Mainz erschien auch schon 1450 der erste Donat und 1470 die ersten antiken Autoren, wie Cicero, Ovid und Terenz, in Druckform.

Mit dem Humanismus breitete sich die Buchdruckerkunst aus. Der Glaube, das alle Menschen fähig wären zu lernen und sich weiter zu bilden, so schreibt Stephan Füssel, ließ eine wahre Boom entstehen. Die Humanisten erwarteten sich die Übertragung der Weisheit über das Lesen der antiken Texte. Der Buchdruck war für sie ein Geschenk.²⁴⁵

²⁴⁴ Vgl. Wirth, Von mittelalterlichen Bildern und Lehrfiguren, 271.

²⁴⁵ Vgl. S. Füssel, Die Erfindung des Buchdrucks um 1450, in: G. Scheibelreiter (Hg.), Höhepunkte des Mittelalters, Darmstadt, 2004, 226-233.

2.3.2.1. *Inhalte*

Inhalte wie auch die Seitenaufteilung wurden in der ersten Zeit des Buchdruckes von den Handschriften völlig übernommen. Man wählte dieselben Grammatiken und auch Autoren für den Druck von Lehrbüchern. Erst nach und nach begannen die Druckereien Bücher auch zu gestalten. Man entwarf Titelblätter, handlichere Formate oder man druckte in der Volkssprache.²⁴⁶

Die Schullektüre war oft bebildert – doch waren diese Darstellungen eigenständig und nicht als Textillustrationen gedacht. Sie sollten Ansprechpunkte bieten für die Erörterung der Wissenschaftseinteilungen.

In manchen Zeichnungen erahnt man noch heute die Frage, wie man das Streben nach Wissen mit dem Streben nach seiner Seelenheil vereinen konnte. Die *philosophia* oder *sapientia* wurde immer wieder durch die Darstellung des Jesus Christus ersetzt. Diese Form der Darstellung sollte dieses Streben bildlich verdeutlichen. Sogar Gegenüberstellungen mit den teuflischen Disziplinen waren in diesen Lehrmitteln zu finden. Die Zusammenhänge löste man aus dem gewöhnlichen Kontext heraus und bettete ihn in einen religiös-pädagogischen Hintergrund. Damit entstand eine neue Kommentierung der *sapientia*.²⁴⁷

2.3.2.2. *Ein schneller Blick nach Wien...*

In Wien findet man den Buchdruck erst 1482, wobei die ersten Buchdrucker auch gleich Händler waren. Der beliebteste Ort für den Buchhandel war die Brandstatt gleich bei der Stephanskirche (heute Brandstätte). Schon der Handel mit Handschriften hatte hier sein Zuhause. Daher lag es nahe den Handel mit Druckwerken auch weiterhin hier zu verankern.

Der erste urkundlich belegte Wiener Buchdrucker und -händler war *Hans Hüftl*. Ein Buchführer aus Ofen in Ungarn, der 1491 nach Wien übersiedelt war. Die bedeutendsten Buchdrucker waren, laut Petra C. Biermeier, die Gebrüder *Alantse*. Das Brüderpaar stammte aus Augsburg und erlangte 1500 das Wiener Bürgerrecht. Auch sie hatten ihren Betrieb an der Brandstätte.²⁴⁸

²⁴⁶ Füssel, Die Erfindung des Buchdrucks um 1450, 234.

²⁴⁷ Vgl. Wirth, Von mittelalterlichen Bildern und Lehrfiguren, 366-368.

²⁴⁸ Vgl. P.C. Biermeier, Die Anfänge des Buchdrucks in Wien, (ungedr. geisteswiss. Diplomarbeit, Wien, 1996), 80-83.

In Wien bestand eine enge Verbindungen zwischen den ersten Buchdruckern und den Humanisten. *Conrad Celtis, Johann von Gmunden* oder *Georg Peurbach*, der große Astronom und Mathematiker, verkehrten mit den Herstellern von Büchern. Man war aufeinander angewiesen, denn die einen brauchten den Buchdruck zur Verbreitung ihrer Gedanken und die anderen suchten immer nach neuen Werken.²⁴⁹

3. Schule von St. Stephan

Die bedeutendsten Schulen unter den Babenbergern befanden sich in der Stadt Passau, wo vor allem der hohe Klerus ausgebildet wurde.²⁵⁰

Die „schule von Wienne“ war noch kaum bekannt und stand am Anfang einer steilen Karriere.

3.1. *Eine Standortbestimmung*

Selbst die heutigen Wiener Bürger wissen nicht mehr, dass wir in unserer Stadt eine der berühmtesten europäischen Schulen des Mittelalters beherbergten. Die Tafel, die man an dem „Churhaus“, das 1738-40 nach den Entwürfen Daniel C. Dietrich und Johann G. Pock erbaut worden war, findet gibt äußerst spärlich Auskunft über diese bedeutende Schule:²⁵¹

„Hier stand die Bürgerschule der Gemeinde, die älteste, und bis zur Gründung der Universität durch Herzog Rudolf IV., auch die bedeutendste Lehranstalt der Stadt.“
²⁵²

Wie es bei Stadtkirchen im Mittelalter üblich war, befand sich auch um die Wiener Stephanskirche ein Friedhof. Dieser war begrenzt von einer Mauer und anderen Gebäuden – wie das des Mesners oder des Bahrleihers.²⁵³ Man konnte den Friedhof durch vier Tore betreten – das Messner-, das Schuler- Hütten- und das Zinn- oder Singertor. Das Hüttentor war der Schule von St. Stephan am nächsten. Des Nächstens wurden diese Tore versperrt und man konnte nur mehr über das

²⁴⁹ Vgl. Biermeier, Die Anfänge des Buchdrucks in Wien, 90-94.

²⁵⁰ Paul Uiblein, Beiträge zur Frühgeschichte der Universität Wien, in: Mitteilungen des Institutes für Österreichische Geschichtsforschung, Bd. 71, Graz, 1963, 292.

²⁵¹ Felix Czeike, Historisches Lexikon Wien, Bd. 1, Wien, 1992, 575.

²⁵² Text des Schildes am Churhaus in Wien, 2008.

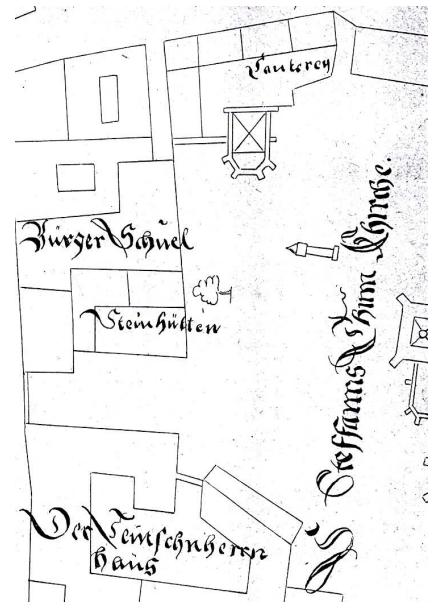
²⁵³ Reinhard Pohanka, Wien im Mittelalter, 1998, 53f.

sogenannte „Wenig- oder Raubergassl“ den Bereich um St. Stephan betreten. Der Zugang konnte durch eine kleine Pforte ebenso versperrt werden .²⁵⁴

Dieses Raubergassl führte von der Mitte der heutigen Hausfront Stock-im-Eisenplatz 2, bog links weg und endete zwischen den beiden Parzellen

Stephansplatz 2 und 3. Diese kleine Gasse änderte im Laufe der Zeit mehrmals den Namen und hieß 1405 „das Kirchgässl hinter der Schul“, um dann wieder umbenannt zu werden als Raubergäßchen.²⁵⁵

13, nach Plan Wolmuet, 1547



An der Südseite dieses Platzes lag nun die Schule von St. Stephan gemeinsam mit der Bauhütte des Domes. Auf dem Platz selbst stand noch die Magdalenenkapelle, die im 14. Jh. an der Stelle der früheren Virgiliuskapelle errichtet wurde.²⁵⁶

Auf dem Friedhof gab es noch den neuen Karner, ein Gebäude für die exhumierten Gebeine aus Gräbern, die man für neue Bestattungen benötigte, sowie die Säule für das ewige Licht.²⁵⁷

Die Hauptfront der Schule blickte gegen den Friedhof mit der Magdalenenkapelle, dem Ewigen Licht und den Grabhügeln. Den Ausblick dominierte allerdings die Stephanskirche mit ihrem Südturm. Wie man aus dem Plan nach Wolmuet (1547) erkannt lag die eine Schmalseite des Schulgebäudes an dem Raubergassel und die andere Schmalseite auf die „Steinhütten“ stößt. Diese „Gemainer Stadt Hütten- oder Steinhaus“ beherbergte die Zunft der Steinmetze. Man bewahrte hier die Lade der Zunft auf und feierte die Zunfftfe. Der Dombaumeister von St. Stephan hatte in diesem Gebäude seinen Wohnsitz, wobei sich im Hof des Hauses der Werkplatz der Steinmetze befand (die Wiener Bauhütte).²⁵⁸

²⁵⁴ Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan, 2.

²⁵⁵ Czeike, Historisches Lexikon Wien, Bd. 4, 638f.

²⁵⁶ Vgl. Czeike, Historisches Lexikon Wien, Bd. 4, 171f.

²⁵⁷ Vgl. Czeike, Historisches Lexikon Wien, Bd. 3, 464 sowie: Mayer, Bürgerschule von St. Stephan, 2. siehe auch Bilderanhang.

²⁵⁸ Vgl. Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan, 4. siehe auch Bilderanhang.

3.2. Die Hardware – das Schulgebäude

Der Bau des Gebäudes ist uns nicht bekannt – man nimmt an, dass die Errichtung der Schule mit der Ernennung Wiens zur Residenzstadt des Babenbergers Heinrich II. „Jasomirgott“ zusammenhing. Eine gute Schule war Pflicht für einen frischgebackenen Herzog von Österreich. Wahrscheinlich wandte er sich wegen der Besetzung des Schulleiters und der Einrichtung der Schule an seinen Bruder Otto von Freising.²⁵⁹

In der ersten Zeit aber wurde die Schule im alten Pfarrhof (befand sich im Norden des Freithofes von St. Stephan) untergebracht. Erst später wurde das Gebäude, das man auf dem Plan Wohlmueß sieht, erbaut.²⁶⁰

Im Laufe der Zeit waren unzählige Um- und Ausbauten an dem Gebäude durchgeführt worden, so dass im 18. Jh. kaum mehr Ursubstanz aus dem Mittelalter vorhanden war.

In der Schulordnung von 1446 wurde der Bau einer eigenen Bibliothek erwähnt. Doch nimmt Anton Mayer an, dass schon vorher eine Sammlung von Büchern in der Schule von St. Stephan vorhanden war. Rektor Ratzenberger vermachte schon zeitlebens seine umfangreiche Büchersammlung der Schule von St. Stephan. 1632 wurde diese Bibliothek der Bürgerschule in die Stadtbibliothek übertragen.

Die Instandhaltung und Verbesserungen des Baus nahmen bei den Rechnungen an den Stadtrat einen größeren Posten ein.²⁶¹

1616 wurde das ganze Gebäude endlich renoviert. Doch schon 19 Jahre später ersuchte Bischof Anton Wolfrath den Stadtrat, dass er an der Stelle der Schule ein neues Gebäude für die Curaten erbauen dürfe. Interessant ist die Aufstellung der Räumlichkeiten, die Mayer in seinem Buch über die Bürgerschule von St. Stephan anführt:

*„...die „Summerschul“ sammt dem großen Saale und der Bibliothek, das Kirchenschreiber-, Baumeister- und Hüttenknechtszimmer mit dem „Höfl“...“*²⁶²

Die Bürgerschule bekam den ersten Stock des Gebäudes zugewiesen. Nach den Aufzeichnungen des Stadtrates, die von Mayer angeführt werden, hat sich die

²⁵⁹ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 126 sowie: Csandes/Oppl, Wien, Geschichte einer Stadt, Bd. 1, 296.

²⁶⁰ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 127.

²⁶¹ Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan, 4 sowie 32f..

²⁶² Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan, 5.

Stadtgemeinde beim Bau des Curatenhauses beteiligt. Man darf annehmen, dass sich der Stadtrat aufgrund der niedrigen Schülerzahlen zu dieser Lösung entschieden hatte. Im Jahr 1737 wurde dieser bestehende Bau inklusive der Bauhütte und des noch selbständigen Teil des Schulgebäudes wieder niedergerissen und der uns heute bekannte Bau des *Churhauses* errichtet. ²⁶³

Um das Jahr 1623 kamen die ersten Klagen des damaligen Schulmeisters von St. Stephan, Rektor Johannes B. Lindenberger, dass man kaum mehr Schüler in der Bürgerschule habe. Die große Wiener Lateinschule wurde in eine deutsche Schule umgewandelt.

Die großen „Newcomer“ in der Schulbildung im 17. Jh. waren die Jesuiten. Diese neuen Bildungsinstitute unterstanden nicht mehr Rektor Lindenberger und zu dessen Leidwesen entzogen sich auch die ihm früher untergebenen Schulen St. Michael und die Schule zu den Schotten seinem Einfluss und Bestimmungsrecht. Von diesem Zeitpunkt an verstummten langsam die Nachrichten über die Bürgerschule von St. Stephan.

Im Jahre 1770, unter Kaiserin Maria Theresia, wurde die Bürgerschule in eine Normalschule umgewandelt und 1771 feierlich eröffnet. Eine letzte neue Blüte der Schule von St. Stephan begann. 1775 wurde die Schule in das Noviziathaus bei St. Anna einquartiert. ²⁶⁴

Weitere Quellen über die Schule von St. Stephan sind nach diesem Jahr nicht mehr zu finden.

3.3. *Die Innenausstattung der Schule von St. Stephan*

Die Schule war nur für Schulzwecke gedacht. Leider gibt es keine direkte Quelle über die Ausstattung der Stephansschule, weil dies wohl eine zu selbstverständliche Sache im Mittelalter war und daher nicht erwähnenswert erschien. Es existieren noch heute einige Quellennotizen, die von der Kargheit und Armseligkeit der Schulräume zeugen. Eine reiche Ausstattung war wohl eher selten und kann nur bei Schulen mit einem finanzkräftigen Patronat vermutet werden. Die uns noch erhaltenen Darstellungen vor 1530 zeigen uns auch karge Unterrichtsräume in den Schulen. Die

²⁶³ Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan, 5.

²⁶⁴ Vgl. Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan, 15.

Wände waren bilderlos und höchstens mit einer ABC-Tafel oder Ziffern-Tafeln ausgestattet. Manchmal sieht man auch eine Tafel mit Notenlinien und Noten.²⁶⁵ Die Schule von St. Stephan dürfte anfangs aus Zellen bestanden und neben dem Lehrerzimmer noch andere Räume besessen haben. In diesen Zimmern haben manche Magister und auch fremde Scholaren gewohnt. Ob der Rektor oder Schulmeister von St. Stephan auch hier lebte ist nicht belegbar, weil manche von ihnen auch eigenen Häuser in Wien besaßen.²⁶⁶

Greift man auf die Schulordnung von 1446 zurück (sie wird hier später behandelt), so kann man davon ausgehen, dass die Schüler in einem einzigen Lehrzimmer unterrichtet wurden. Es hatte ein großes Fenster, von dem man einen Blick auf den Dom und den Friedhof hatte, und einen Ofen im Zimmer. Mayer glaubt in dieser Beschreibung die „Winterschul“ von St. Stephan zu erkennen, was mit der Lage des Zimmers (wettergeschützt) und der Erwähnung des Ofens logisch begründbar wäre.

Ein Studentenheim hatte die Bürgerschule von St. Stephan ebenfalls und zwar in der Wiener Kärntnerstraße. 1370 wurde es im Auftrag von Meister Albrecht von Passau – einem Lehrer der Medizin – erbaut.²⁶⁷

3.4. Wer hat hier das Sagen? – das Patronat

Über verschiedene „Chefs“ der Schule von St. Stephan berichten diverse Urkunden. Diese sind in dem bekannten Wiener Stadtbuch, dem sogenannten „Eisenbuch“ zu finden.

3.4.1. Das „Eisenbuch“ – wieder eine kurze Zwischenbemerkung

Es ist das große Stadtrechtsbuch des mittelalterlichen Wiens. Die äußere Prachtausstattung stammt aus dem Barock. Der Inhalt wurde größtenteils im Mittelalter verfasst und geht hinauf bis zu zwei Einträgen aus dem 19. Jh., wobei die meisten datierten Einträge aus dem 15. Jh. kommen.²⁶⁸ Diese Zusammenfassung städtischer Rechtstitel in Wien bildet vom Inhalt her eine wunderbare Fülle von Dokumenten und zugleich ist es ein Beitrag zur Geschichte der Schriftentwicklung.²⁶⁹

²⁶⁵ Wirth, Von mittelalterlichen Bildern und Lehrfiguren, 264f.

²⁶⁶ Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan, 5.

²⁶⁷ Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan, 5.

²⁶⁸ F. Oppl, Das große Wiener Stadtbuch, genannt „Eisenbuch“, Wien, 1999, 10.

²⁶⁹ Oppl, Eisenbuch, 7.

Bis dato gibt es keine vollständige Bearbeitung des Stadtbuches. Aber das vollständigste Werk in dieser Richtung stammt von Adolph Tomaschek aus dem Jahre 1877. Hier eine kurze Beschreibung der Handschrift von Tomaschek:

*„...Das Eisenbuch ist ein sehr schöner Pergamentcodex in Gross-Folio, im Ganzen 356 Blätter umfassend, von denen nur 333 mit arabischen Ziffern gezählt sind. Der lederne Einband stammt aus jüngerer Zeit, wobei jedoch offenbar die alten dicken, mit gepressten Schweinleder überzogenen Holzdeckel benützt wurden. Die Ecken sowie die Ränder sind durch sehr starke, schön ausgeführten metallenen Beschlägen geschützt, an denen Gravirungen angebracht sind. An den Eckbeschlägen so auch in der Mitte finden sich starke Buckel von Messing befestigt. Zwei starke Spangen von Metall halten das Buch zusammen. Länge 44,5, Breite 32, Dicke 14 Centimeter. Da die vom Jahre 1320 anfangenden bis zum Jahre 1819 reichenden Aufzeichnungen so viele Jahrhunderte umfassen, so ist es natürlich, dass sie sowohl in der Form als auch im Charakter der Schrift auffallend voneinander abweichen. Bei den Aufzeichnungen des XIV. und XV. Jahrhunderts herrscht die gothische Majuskel vor, die allmählig in die Minuskel und bei den jüngsten in Cursiv- und deutsche Currentschrift übergeht.“*²⁷⁰

3.4.2. Die erste Urkunde - Der Freiheitsbrief von Friedrich II. 1237

Friedrich II. ist einer der wohl interessantesten Kaiser des Mittelalters. Er lebte in einer Zeit des Umbruchs. Die Frömmigkeit veränderte ihr Wesen. Die Städte begannen ihren wirtschaftlichen Aufstieg.

In der aufgeschlossenen Welt Siziliens wuchs Friedrich auf und war gegenüber den neuen Ideen und Entwicklungen überaus aufgeschlossen. Es gelang ihm uralte Traditionen mit neuem Gedankengut zu verbinden.²⁷¹

Seinen erfolgreichen Italienfeldzug musste der Kaiser im Jahre 1237 unterbrechen, um die Lage in den damaligen österreichischen Landen zu klären. Der Babenberger hatte für eine Geldbuße, die nach einem missglückten Feldzug gegen die Ungarn zu bezahlen war, neue Steuern erhoben, was zu einer Klage der österreichischen Stände bei Kaiser Friedrich führte.²⁷²

²⁷⁰ Vgl. Johann Adolph Tomaschek, Rechte und Freiheiten der Stadt Wien, Bd. 1, Wien, 1877, LXXX f. sowie Opll, Eisenbuch, 8.

²⁷¹ W. Koch, Leben und Regierung Friedrich II., in LexMA 4, 933-938.

²⁷² R. Pohanka, Wien im Mittelalter, 1998, 20.

Der Babenberger zog sich nach Wiener Neustadt zurück und konnte dabei noch die Bischöfe von Freising und Passau gefangen nehmen. Ohne Schwierigkeiten kam Kaiser Friedrich II. in die Stadt Wien.²⁷³

3.4.2.1. Der Inhalt

In diesem Privileg erklärte der Kaiser die Stadt Wien zur Reichsstadt. Doch weitaus interessanter für dieses Thema ist der sechste Punkt dieser Urkunde:

*„...6. Volentes etiam comodo studio provideri, per quod prudentia docetur in populis, et rudis etas instruitur puerorum, potestam damus plenariam magistro, qui Wiennē per nos vel successores nostros ad scholarum regimen assumetur, ut alios doctores in facultatibus substituat de consilio prudentum virorum civitatis ejusdem, qui habeantur sufficientes et idonei circa suorum studium auditorum.“*²⁷⁴

Mit diesem Absatz sah der Kaiser das Bestimmungsrecht für den Leiter der Schule in Wien bei sich und seinen Nachfolgern. Der von ihm ernannte Magister hatte umfassende Rechte in der Lehrplanerstellung und auch in der Bestellung von weiteren Lehrern für dieses Institut. Diese Regelung lag sicher im Sinne seiner Absicht, Bildung und Wissenschaft in die kaiserliche Herrschaft einzubinden. Es war ihm sogar so wichtig, dass er 1247 diesen Freiheitsbrief noch einmal erneuerte.²⁷⁵ Doch das faktische Patronat kam, nach der Aussöhnung mit dem Kaiser, wieder an den Babenberger Friedrich den Streitbaren. Erst nach seinem Tod bei Schlacht an der Leitha übernahm der Kaiser wieder das Einsetzungsrecht. In der Zeit des Interregnums hatte König Ottokar von Böhmen dieses Recht inne.²⁷⁶

Hier sei kurz die Schule von Salerno als Beispiel erwähnt, um die Einstellung Kaiser Friedrich II. zur Bildung zu verdeutlichen. Der Herrscher reformierte die berühmte Hochschule. Die Studiendauer für Medizin wurde zeitlich geregelt, der Inhalt des Studiums sowie die Basislektüre (Aristoteles' Werk über die Logik) legte der Kaiser

²⁷³ W. Stürner, Friedrich II, Bd. 2, Darmstadt, 2000, 331.

²⁷⁴ Tomaschek, Rechte und Freiheiten von Wien, Bd. 1, 16. Hier sei erwähnt, dass die Editionen dieser Urkunde und auch der nachfolgenden Privilegien und Verordnungen von P. Csentes in der Schreibweise der Worte immer wieder von der Tomascheks abweicht, was aber den Inhalt der Dokumente nicht beeinflusst.

²⁷⁵ Tomaschek, Rechte und Freiheiten von Wien, Bd. 1, 31

²⁷⁶ Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan, 8.

bei diesen Bestimmungen fest. Weiters legte er die Verpflichtung für ein Praxisjahr unter Aufsicht erfahrener Ärzte fest.²⁷⁷

Eine kleine Bemerkung noch zu dem Bestimmungsrecht:

Engelbrecht nimmt aufgrund der reibungslosen Patronatsübernahmen an, dass in Wien schon seit dem 12. Jh. eine bedeutende Schule bestand. Diese Schule war zwar der Pfarre St. Stephan angegliedert, unterstand vermutlich aber schon dem Patronat der Landesfürsten.²⁷⁸

3.4.3. Die zweite Urkunde – Der Freiheitsbrief von Rudolf I. 1278

Nachdem Rudolf von Habsburg Ottokar von Böhmen in der Schlacht bei Dürnkrut und Jedenspeigen besiegt hatte, gewährte er der Stadt Wien Privilegien, die auf denen von Friedrich II. basierten. Auch hier findet man unter dem Passus 6 folgende Bestimmungen:

„...6. *De studiorum clericorum*

Volumus etiam comode studio studentium provideri, per quod prudentia docetur in populis, et rudis etas instruitur puerorum: potestatem damus plenariam magistro, qui Wiene per nos vel successores nostros ad scholarum regimen assumetur, ut alios sibi doctores in facultatibus substituat de consilio prudentum virorum civitates ejusdem, qui habeantur sufficientes et idonei circa suorum studium auditorum.“²⁷⁹

Rudolf I. wollte die österreichischen Lande und die Steiermark als Basis für die Hausmacht seines Hauses aufbauen. Damit musste er sich des Wohlwollens der Landstände sichern, um sich hier etablieren zu können. Dies war kein leichtes Unterfangen, weil sich die Landstände seit den Privilegien Friedrichs´ II. als Reichsministerialen fühlten.²⁸⁰ Rudolfs Schritt-für-Schritt-Taktik wurde dann auch 1282 mit der Anerkennung seines Vorhabens durch die Kurfürsten belohnt. Mit der Belehnung der beiden Söhne Albrecht und Rudolf zu gesamten Hand verbreitete Rudolf I. die Machtbasis seines Hauses und erhob seine Nachkommen vom Grafenstand in den Fürstenstand.²⁸¹

²⁷⁷ Stürner, Friedrich II, Bd. 2, 379.

²⁷⁸ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 126.

²⁷⁹ Tomaschek, Rechte und Freiheiten von Wien, Bd. 1, 52.

²⁸⁰ Johann Franzl, Rudolf I. – Der erste Habsburger auf dem deutschen Thron, Wien, 1986, 192 u.197.

²⁸¹ F.-R. Erkens, Rudolf I., in: LexMA 7, 1072-1075.

Das Patronat fiel spätestens 1282 an Rudolfs Sohn Albrecht.²⁸²

3.4.4. Gemeinsamkeiten?

Verblüffend ist der fast deckungsgleiche Text, der in beiden Urkunden zu finden ist. Nur Kleinigkeiten wie das Zufügen des Wortes „studentium“ in der Urkunde Rudolfs I. lassen auf eine veränderte Struktur der „Schule von Wien“ schließen. Zur Zeit Rudolfs dürfte die Dom- bzw. Klosterschule in Wien zu einer Bildungsinstitution für Knaben geworden sein, die nicht nur den geistlichen Stand anstrebten.

Jedoch ist beim Lesen der beiden Quellen kein eindeutiger Hinweis auf eine Schule von St. Stephan zu finden. Es dürfte sich vielmehr in dem Privileg Friedrich II. um eine Domschule zu Wien gehandelt haben, sodass die Annahme vieler Autoren, dass es eine Domschule von St. Stephan gewesen sein könnte, nahe liegt.

Anton Mayer fand dieses Fehlen von direkten Hinweisen in seinem Buch „Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien“ nicht verwunderlich. Die Gründung der Kirche von St. Stephan kann auch nicht eindeutig urkundlich belegt werden und daher datierte er die Gründung der Schule von St. Stephan in die Phase der Vollendung der Kirche. In seiner Begründung hält er eine Schule in Wien zu Zeiten Heinrichs II. „Jasomirgott“ für denkbar, weil Wien eine blühende Handelsstadt war.²⁸³ Da St. Stephan die größte Kirche in Wien war, nimmt Mayer an, dass es

*„...kaum eine andere gewesen sein könne, als die zu St. Stephan...“*²⁸⁴

Es wird in dem vorgenannten Buch auch die Möglichkeit erwähnt, dass die Schule erst mit dem Privileg Friedrichs II. gegründet worden sei. Mayer lehnt diese Theorie einer Neugründung durch Friedrich II. erstens aus den vorgenannten Gründen ab und zweitens, weil er in der Kaiserurkunde eher eine Bestätigung erkennt.²⁸⁵

Außerdem wäre dann auch die fast wörtliche Übernahme des Wortlautes in der Bestätigung Rudolfs I. kaum erklärbar. Es hätte bei den beiden Privilegien stärkere Unterschiede geben müssen.

²⁸² Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan, 8.

²⁸³ Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan, 6f.

²⁸⁴ Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan, 6.

²⁸⁵ Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan, 6f.

Dass es hier eine andere geistliche Schule gegeben hat, dürfte nicht wahrscheinlich sein. Bei dieser Frage entsteht bei Mayer allerdings eine kleine Unklarheit, wenn er meint:

*„...unsere Schule (war), wie es damals üblich gewesen, in erster Linie zur Heranbildung der Geistlichen bestimmt (...), eine Aufgabe, welche auch die Kloster- und Domschulen zu erfüllen hatten. Dabei war sie aber doch eine weltliche Schule, und der Meister der Schule wurde darum vom Kaiser eingesetzt, d.h. der Landesfürst hatte den Schulpatronat.“*²⁸⁶

In Wien gab es noch drei weitere Schulen – die *Schule in dem Schottenkloster* auf der heutigen Freyung. Die Schüler der Schule wurden erstmals in einer Urkunde aus dem Jahre 1310 erwähnt als man den Lehrplan der Schule neu festlegte. Doch vermutete Mayer nur eine innere Schule für das Kloster und keine äußere Schule für Laien.²⁸⁷

Zwei weitere Kirchen sind noch erwähnt – St. Michael, die wahrscheinlich ältere Schule der beiden und die Schule im Bürgerspital.

3.4.5. Stadtrecht von Herzog Albrecht I. 1296

Rudolfs Sohn und politischer Nachfolger Albrecht I. nahm in seiner Zeit der Patronanz die einschneidendste Veränderung in der „äußeren Stellung“ der Schule vor:

*„... 9. Seit daz von alter gewonhait der foursten in Oesterriche also her chomen ist, daz wir die schule ze Wienne verleihen solten, doch wellen wir und bestaeten daz vestichlichen ze einen sunderlichen genaden den purgern und dem rat von der stat diu schul ze Wienne vourbaz ewichlich ze verleihen; wand si allen nutz und alle ere in der stat schaffen suoln, so souln si auch iren chinden einen schulmaister schaffen, des si nutz und ere haben an chounst und an eren, so sie in allerbesten immer vinden und haben mougen, als sie umbe irre vreunde chounftig lernoung got antwurten suoln, ob von der saumunge ir dehainer miseriet.“*²⁸⁸

²⁸⁶ Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan, 7.

²⁸⁷ Vgl. Mayer, Die Schulen in: Alterthumsverein zu Wien, Albert Starzer (red.), Geschichte der Stadt Wien, Band 2/2, 487.

²⁸⁸ Tomaschek, Rechte und Freiheiten von Wien, Bd. 1, 70.

In diesem Absatz übergab Albrecht das Bestimmungsrecht des Schulleiters der Schule von Wien dem Stadtrat von Wien weiter. Dies passierte zu einem Zeitpunkt, als die Stadt sich wirtschaftlich hoch entwickelt war. Mit dem Lösegeld von Richard Löwenherz hatten die Babenberger die Münze in Wien, die Stadtmauer ausgebaut und die Märkte in der Stadt erweitert. Durch den Ausbau der Hofburg begannen sich die Adeligen in Wien anzusiedeln. Dies bedeutete wieder eine Ankurbelung von Handel und Gewerbe in der neuen Residenzstadt.²⁸⁹

Von diesem Vorgang ging eine starke Dynamik aus. Die Bürger Wiens hatten eine Selbstregierung, die gegenüber den sonst üblichen Privilegien, stark ausgebaut war. Die Ausbildung der Kinder war eine wirtschaftliche Notwendigkeit und rückte damit in die Interessenszone der Wiener Bürger.²⁹⁰

Die Emanzipation des Bürgertums und auch politische Gründe ließen die Stadtbewohner immer mehr darauf drängen, dass sie alle öffentlichen Rechte auf sich zogen. Darunter fiel eben auch das Besetzungsrecht der Schulen in Wien. Es kamen daher die Revolten der Studenten in den Jahren 1277 und 1284 gegen den damaligen Rektor von St. Stephan, Rektor Nicolaus, sehr gelegen. Es gibt in den Regesten aus der Vatikanischen Bibliothek in Rom mehrere Beschwerden der Scholaren von St. Stephan zu sehen.²⁹¹

Die Studenten beschwerten sich über die Unfähigkeit und Unwissenheit des Schulleiters und auch über die Verbreitung von Lügen über Scholaren der Schule. Diese Angelegenheit behob anscheinend eben dieser Rektor Nicolaus nicht. Dabei wurden die Wiener Dominikaner, die Franziskaner, der Pfarrer von St. Stephan, die Wiener Bürgerschaft oder überhaupt die Öffentlichkeit in Wien von den Beschwerdeschreibern der Studenten regelrecht „bombardiert“. Man verlangte, einen neuen Mann auf den Stuhl des Rektors zu setzen.

Rektor Nicolaus blieb auch nicht untätig und begann ebenfalls Geschichten über die Studenten in seiner Schule zu verbreiten. Die Frage, warum sich die Schüler nicht an Herzog Albrecht wandten, beantwortet Engelbrecht mit der Vermutung, dass der Rektor ein Günstling von Albrecht war. Vielleicht war diese Revolte auch ein Zeichen gegen die „Schwaben“, die Albrecht allzu zahlreich in wichtige Ämter einzusetzen

²⁸⁹ Reinhard Pohanka, Wien im Mittelalter, Wien, 1998, 89-91.

²⁹⁰ Helmut Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 164.

²⁹¹ Albert Starzer, Regesten aus der Vatikanischen Bibliothek in Rom, in: Quellen zur Geschichte der Stadt Wien, Wien, 1895, 37f.

pflegte.²⁹² Erst im Jahre 1287 wurde diese Spannung durch die Ernennung von Magister Ulrich zum Rektor gelöst.

Bemerkenswert ist das Wort „... ewichlich...“ in dem Privileg Albrechts. Damit gab er die Macht über die Ausbildung in Wien für immer in den Bereich des Bürgermeisters und Stadtrates ab - eine nicht unerhebliche Sache, wenn man bedenkt, dass dem Schulleiter von St. Stephan alle anderen Schulen der Stadt Wien unterstanden.

Doch lesen wir weiter, dann werden wir noch mehr über die Kompetenzen des Schulmeisters hören:

„...10. Wir wellen auch di lernunge der lernten gemaehlich beruchen, davon die weishait gechoundet wird der christenhait, und daz ungelert alter von chinthait wirt gewieset und gelernt. So geben wir vollen gewalt dem schulmaister datz sant Stephan der pfarrechirchen, der von dem rate der stat da wirt gesetzet ze schulmaister an der schul, under sich ze stiften in der stat und doch da si erleich und gewonleich sein, alle die schule, die in der stat sint; si souln demselben maister undertaenich sein mit zinse und mit zucht chounstliche bewarunge. Swer dawider dehain schul ze seiner chirchen oder in seinem hause hiet wider des maisters willen und der purger, daz suolen die purger wenden mit allen sachen. Swer daruober vraellichen taete den wellen wir bouzzzen an leibe und auch an gute.“²⁹³

Durch diese Textpassage im Stadtrecht von Albrecht von 1296 erhalten wir das erste Mal urkundlich konkrete Aussagen über die Schule von St. Stephan. Der Machtbereich des Schulleiters innerhalb der Stadt Wien war genau definiert und festgehalten: Er konnte über die Eröffnung einer neuen Schule wie auch über die Schließung von bestehenden Instituten bestimmen und wachen – und diese Rechte bleiben ihm auch nach der Gründung der Universität in Wien erhalten. Bei „Schwarzarbeit“ von Lehrern in einer Winkelschule war die Bevölkerung angehalten, dies zu melden. Die Bestrafung dürfte – wie man an dem Text erkennen kann – ziemlich streng ausgefallen sein, wohl weil dem Schulleiter dadurch Geld entgangen ist. Dies lässt erkennen, dass man sich bewusst war, dass Bildung auch eine Frage der Machtpolitik war.

²⁹² Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd.1, 165.

²⁹³ Tomaschek, Rechte und Freiheiten von Wien, Bd. 1, 70.

Wie stand es mit den Schülern?

„...Derselbe schulmaister von sant Stephan sol rihten von sinen schulaern allez, daz under in geschiht, an daz da get an den tot und an die lem. Chintlich tumphait uobet ofte unzimlich boshait, doch so wahsent witze mit den jahren. Da von wellen wir, ob ein schuler, der under dem pesem ist, sinen vreunden, bi den er ist, haimlich iht enphouret sines gutes, oder ain schuler dem anderen, daz sol der maister rihten mit starchen pesem slegen; waer aber die gaetat so groz, daz sich der maister des schulers auzzent, sa man in denne begriffe, daz solt man gein im rihten als denne reht ist. Swelich schuler ungevuorich oder ungevolgich dem schulmaister wolde sein, der sol diu stat raumen oder er werde ein laie. Swer in darouber behaltet, der sol dem rihter, geben zwai phunt und an diu stat zwai phunt, als ob er in vraevellichen und wizenlichen behaltet drei tage wider den maister und wider die purger. Treit ein schuler swert oder mezzler, den sol der schulmaister darumbe bezzern; wolt er der bezzerunge niht vuor gut haben, so sol in der schulmaister dem richter antwurten, der sol denne buozzen nach recht. Swelich schuler spilt in der tabern, der sol niht mere muogen verliessen, denne er beraiter pfenninge bi im habe. Sein gewant, seineu buch oder ander seineu phant sol im nieman nehmen, swievil er verliuss; damit wellen wir erwerben, daz nieman mit in spil und irre lernoung dester vleizziger werden. Swer ir pfant darouber nimt, den sol der richter bouzen also, daz er im gebe zwai phunt und an die stat zwai pfunt.“ ²⁹⁴

Wie man unschwer sieht, sind hier weit mehr Vergehen angesprochen als bei den Lehrern. Die Schüler unterstanden der Gerichtsbarkeit des Schulleiters außer bei Straftaten gegen Leib und Leben. Hier wurde der Stadtrichter eingeschaltet. Sehr interessant ist die Erwähnung, dass kindliche Dummheiten tolerierbar sind und mit den Jahren verschwinden werden.

²⁹⁴ Tomaschek, Rechte und Freiheiten von Wien, Bd. I, 70f.



14, Raufende Knaben, Lilienfeld,
1349/1351



15, Schulmeister schlägt Schüler,
Wien, Ende 15. Jh

Demnach war der Schulmeister in zivilen und auch in leichteren Strafsachen die oberste Rechtsinstanz. Seiner Rechtsgewalt unterstand der Schüler nur so lange, wie er unter dem „pesen“, der Rute des Lehrers stand, die diesem bei seiner Bestallung übergeben wurde.²⁹⁵ Dies setzt aber voraus, dass der Schulmeister den Schüler seinem Rechtsbereich zugehörig ansah. Wenn dies nicht so war, so galt der Schüler nicht (mehr) als Mitglied der Schule und unterstand damit bei einem Vergehen der städtischen Gerichtsbarkeit. Es gab also eine strenge Trennung von Schulrecht und Stadtrecht für bestimmte Strafdelikte. So sieht es auch Luschin von Ebengreuth in seinem Buch über die Geschichte des älteren Gerichtswesens. Aber aus der Urkunde selbst kann man diesen „Abgeben“ des schuldigen Schülers an die Stadtgerichtsbarkeit nur in dem Fall des Vergehens an Leib und Leben nachvollziehen. Hierfür ist eine Anerkennung des Schülers als Mitglied der Schule natürlich eine Grundvoraussetzung. Leider führt der Autor in seinem Werk kein Beispiel für die Überstellung eines Schülers an die Stadtgerichtsbarkeit an, die aus anderen Gründen geschah. Der Schüler wurde meistens durch einen offiziellen Ausschluss aus der Schule aus dem privilegierten ‘Rechtsstatus’ entlassen. Meist waren die Scholaren aus St. Stephan noch immer Geistliche, die dann nach dem Ausschluss entweder die Stadt verlassen mussten oder Laien wurden.²⁹⁶ Sollte ein Stadtbürger den Verstoßenen bei sich behalten so kann er mit einer Geldstrafe rechnen. Die Schüler dürften auch zeitweilig der Spielleidenschaft gefrönt haben, was die detaillierte Auflistung der möglichen Pfandobjekte zeigt. Doch ist es

²⁹⁵ A.Luschin von Ebengreuth, Geschichte des ältern Gerichtswesens in Österreich ob und unter der Enns, Weimar, 1879, 254.

²⁹⁶ Von Ebengreuth, Geschichte des ältern Gerichtswesens, 254f.

erstaunlich, dass hier nicht der Schüler direkt bestraft wurde sondern derjenige, der den Jungen zum Spielen verleitet und gegen diesen gewonnen hatte.

3.5. Lehrer und Schüler – die Organisation der Schule in St. Stephan

Der Einfluss der Kirche auf die Schule von St. Stephan ist trotz des weltlichen Patronats weiterhin aufrecht. Durch die Bestellung von Geistlichen als Rektoren und Magister und deren Dotation aus geistlichen Benefizien konnte die Kirche vorerst nicht weiter aus dem schulischen Bereich verdrängt werden.²⁹⁷

3.5.1. Der Rektor

Der Schulmeister von St. Stephan sollte eine universitäre Ausbildung genossen haben und ein *magister artium* sein. Seine Würde sollte er auch in der Öffentlichkeit anzeigen, indem er ein langes Kleid mit einer runden Kappe trug. Paul Uiblein meint, dass die meisten Rektoren nicht aus dem Kontingent der einheimischen Absolventen genommen wurden. Meist kamen diese aus dem westdeutschen Raum oder der Pariser Universität.²⁹⁸

Der Rektor wurde bis 1296 vom Landesherrn eingesetzt und konnte sich mit Zustimmung des Stadtrates die Lehrer für sein Institut auswählen. Danach stellte ihn der Stadtrat ein und übernahm die Bezahlung. Er war die gesetzliche Instanz bei leichteren Rechtsfällen und zwar nicht nur in St. Stephan sondern auch in den anderen Schulen, die seiner Aufsicht unterstanden. Dieser Aufsichtspflicht hatte er viermal im Jahr nachzukommen, da er auch für die Qualität des Unterrichts an den Schulen verantwortlich war.

Eine wesentliche Aufgabe des Rektors war es, mit den fortgeschrittenen Schülern zu disputieren. Diese Disputationen konnten im Lehrzimmer oder in der Bibliothek stattfinden. Ferner gehörte die Verwaltung der Bücher in der schuleigenen Bibliothek zu seinen Pflichten. Zum ersten Mal wurde die Schulbibliothek in der Schulordnung von 1446 erwähnt. Nur mit Wissen des Rektors durften sich die Magister die Bücher für den Unterricht ausborgen oder für die Vorbereitung des Unterrichts verwenden. Jedoch war weder dem Rektor noch seinen Mitarbeitern das Mitnehmen von Büchern in seine Privaträume gestattet. Ein Besuch der Bibliothek durch schulfremde

²⁹⁷ Mayer, Bürgerschule von St. Stephan, 13 sowie Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 164.

²⁹⁸ P. Uiblein, Mittelalterliches Studium an der Wiener Artistenfakultät, Wien, 1995, 12.

Personen musste zuerst vom Stadtkämmerer genehmigt werden (wie es in der Schulordnung von 1558 festgehalten wurde).²⁹⁹

Für gewöhnlich schloss der Stadtrat mit dem Schulleiter einen Vertrag für ein Jahr ab mit einer vierteljährlichen Kündigungsfrist. Der zukünftige Rektor musste diesen Vertrag bedingungslos anerkennen und erst danach erhielt er das Schulhaus. Zwar gibt es für die Anstellung und Einführung des Rektors von St. Stephan keine Quellen. Doch nimmt Mayer an, dass hier eine Art roter Faden für das Bestallungszeremoniell existierte:

Der Bürgermeister und einige Ratsmitglieder verliehen dem Rektor im Rathaus seine Zeichen der Macht – Rute und Stock. Eine Messe wurde abgehalten wobei der Eid des Rektors den Höhepunkt bildete. Wie dieser Eid vor dem Jahre 1558 lautete, kann man nicht festmachen aber in der Schulordnung desselben Jahres ist eine Eidesformel festgehalten. Bei dieser Formel verpflichtete er sich dem Kaiser und seinen Nachkommen, dem Stadtrat und dem Bürgermeister gehorsam und loyal zu sein. Er garantierte Zucht und Ordnung sowie eine hochstehende Ausbildung der Kinder.

Die Rechte des Rektors von St. Stephan blieben selbst nach der Gründung der Universität erhalten. Nur das Bestimmungsrecht über die Errichtung von Schulen und Einsetzung von Lehrern musste er mit dem Rektor der Universität teilen.

Die Bezahlung des Rektors wie auch der Magister unterstand dem Stadtrat – auch hier gab es nach der Universitätsgründung in Wien eine Änderung: Der Universitätsleiter hatte hier ein weiteres Mitspracherecht.³⁰⁰

Erwarb der Rektor von St. Stephan in seiner Amtszeit Besitz in der Stadt Wien, so sollte er um das Bürgerrecht ansuchen und den Bürgereid leisten.³⁰¹

3.5.2. *Die Magister*

Der Schulleiter hatte neben sich drei Magister (Csendes nennt sie Oberste Lokaten), die vom Stadtrat und später noch zusätzlich vom Rektor der Wiener Universität

²⁹⁹ Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan, 31f.

³⁰⁰ Vgl. Mayer, Die Schulen in: Alterthumsverein zu Wien, Albert Starzer (red.), Geschichte der Stadt Wien, Band 2/2, 947.

³⁰¹ Vgl. Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan, 33f sowie Anton Mayer, Die Schulen, Band 2/2, 946.

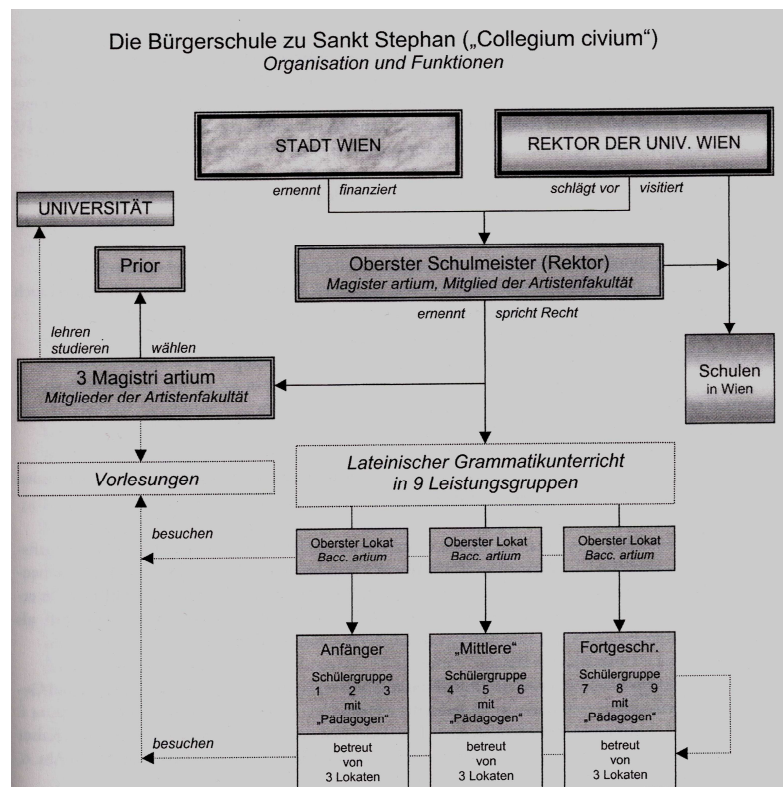
genehmigt werden mussten. Die drei Gelehrten sollten, wie auch der Schulleiter von St. Stephan, der Artistenfakultät der Wiener Universität angehören.³⁰²

Diese dürften von einer Stiftung erhalten worden sein, weil sie auch in der Schulordnung von 1446 erwähnt wurde:

„...item sullen auf die drei maister in unserm collegii alle wochen in sand Stephans kirichen ausricht und sprechen lassen ain mess durch herrn Stephan Wirsing selhails willen von wegen der hundert phund phening, die er zu demselben collegii geschafft hat;...“³⁰³

Beim Trivium wurden die Magister von den Lokaten, und Erziehern unterstützt. Während der zweite Teil – das Quadrivium – nur vom Rektor und den drei Magistern der Artistenfakultät unterrichtet wurde. Zu den Zuhörern zählten die fortgeschrittenen Schüler und Lokaten der Schule von St. Stephan. Diese Vorlesungen wurden an der Universität vollwertig angerechnet.

Eine besondere Stellung hatte der *Kantor* inne. Er war für die Unterweisung in den Gesang zuständig. In der Anfangszeit unterrichtete der Schulmeister selbst die Schüler und oft hatte der Kandidat für den Schulleiter auch eine „Probestunde“ zu



16, Schulordnung der Bürgerschule zu St. Stephan, 1446

absolvieren, indem er eine Messe mit dem Chor der Schüler zu bestreiten hatte. Es kam auch vor, dass man danach einen Kandidaten ablehnte und weitersuchte. In späteren Zeiten engagierte der Stadtrat einen eigenen Lehrer, der zum

³⁰² Vgl. Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan, 32.

³⁰³ Tomaschek, Rechte und Freiheiten von Wien, Bd. II, 53.

unterrichtenden Personal gehörte.³⁰⁴

3.5.3. Die Schüler

Die Schüler beteiligten sich an den kirchlichen Festen und Feiern entweder als Sängern oder als Chorknaben. Zu den Schülern in St. Stephan gehörten nicht nur Kinder sondern auch Erwachsene.³⁰⁵ In den Anfangszeiten der Bürgerschule von St. Stephan wurden die Schüler sicher vorrangig als Geistliche für Wien und Niederösterreich ausgebildet.

Mit der Übergabe des Patronats an den Stadtrat änderten sich sicherlich auch die Schülerschaft und ihre Absichten in der Weiterbildung nach der Schule wie auch der Zweck für den Besuch der Schule von St. Stephan. Wie groß der Ruf der Schule von St. Stephan wirklich war, ist nicht nachweisbar. Aber der Zuzug bekannter Gelehrter aus Paris oder anderen Schulen, beweist die vorher angeführte Annahme. Die Lehrer nahmen ihre eigenen Schüler aus den jeweiligen Schulen nach Wien mit.³⁰⁶

3.6. Die wichtigsten Schulordnungen für die Stephansschule

3.6.1. Die Schulordnung von 1446

Diese Ordnung wurde unter dem Bürgermeister *Hanns Haringseer* und dem Stadtrichter *Jörg Schuchler* sowie dem Meister *Dr. Hanns Polzmacher*, Vikar des Domprobstes, verfasst.³⁰⁷

Diese Schulordnung enthält viele Weisungen über den Lehrstoff, Bücher und Unterrichtsmethoden sowie Schüler, Lehrer und Disziplin.

In den Schulen des Mittelalters, somit auch in der von St. Stephan, wurden nicht nur die wichtigen septem artes gelehrt sondern auch

„...sitten und tugenden aufgezogen und gelernt sollen werden, als wir ze gott hoffen, der wir auch genzlich nachkommen.“³⁰⁸

Der Unterricht war in der Lehranstalt mit der christlichen Erziehung nach Vorschriften der Kirche verbunden. Er fand in zwei Kursen statt - der eine auf einem niederen

³⁰⁴ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 170f.

³⁰⁵ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, 164.

³⁰⁶ Vgl. Uiblein, Die Universität im Mittelalter, 29.

³⁰⁷ Mayer, Die Schulen, 947.

³⁰⁸ Tomaschek, Rechte und Freiheiten von Wien, Bd. II, 53.

und der andere auf einem hohen Niveau. In diesen Kursen gab es wieder eine Unterteilung:

*„...Item darnach sol man tailen alle schüler in gleicher tail dreu, also daz die eltern und begreiflichten bei einander sitzen sullen, darnach die mittern und darnach die jungisten. Also koment die ebengleichen zu einander, und wechst ainer mit dem andern. Under denselben drein tailn der erst sol sitzen bei dem grossen venster gegen der kirchen unz an den ofen, der ander tail die mittern bei dem andern venster auf die tenkchhant unz an den stul, der drit tail der jungisten von dem stul unz an dem hindristen winkel.“*³⁰⁹

Die Schüler wurden in drei Gruppen wieder aufgeteilt:

- ☀ die Älteren und die Kinder, denen das Lernen leicht fiel
- ☀ die mittleren Schüler (vom Alter und Lernstand gesehen)
- ☀ und die Jüngsten

Die Schülergruppen wurden in einem Raum unterrichtet. Die neue Schulordnung legte die Sitzordnung fest, bei der die letzte Klasse beim großen Fenster saß, das zum Stephansdom hingewandt war. Je nach Größe der Gruppe konnte sich die Anzahl der Schüler bis zum Ofen des Lehrzimmers erstrecken. Die nächste Klasse mit dem mittleren Schulniveau, saß zur linken Hand des Lehrers beim kleineren Fenster des Zimmers bis zum Stuhl des Klassenlehrers. Die Jüngsten allerdings dürften die größte Gruppe gebildet haben und hatten ihren Platz vom Lehrstuhl bis in das hinterste Eck des Raumes.³¹⁰

Die Schulordnung sieht nun für den Unterricht des Trivium noch eine Teilung vor:

*„...Item darnach sol ain ieder tail aus den drein furbaser getailt sein in drei tail, doch also das albeg ebengleich an begreiflichkeit werden zu einander gesetzt, und also werdent dann in der schul neun underschaidung: das macht neun locatzein der schüler, dann so hat ain ieder obrister locat nicht mer wenn driveltig schüler, die er leichter und nützlicher verbesen mag,...“*³¹¹

³⁰⁹ Tomaschek, Rechte und Freiheiten von Wien, Bd. II, 54.

³¹⁰ Csendes/Opll, Wien, Geschichte einer Stadt, Bd. 1, Wien, 2001, 300, siehe auch: Mayer, Die Bürgerschule von St. Stephan, 16.

³¹¹ Tomaschek, Rechte und Freiheiten von Wien, Bd. II, 55.

Die Gruppen teilte man wieder in drei Leistungsgruppen. Es gab nun in dem Schulungsinstitut am Stephansplatz neun kleinere Gruppen, die nach ihrem Alter und Können unterschieden wurden. Dadurch erhielt jeder oberste Lokat eine gerechte Mischung aus drei Arten von Schülern, die er auch besser betreuen konnte.

In weiterer Folge hält die Urkunde den Lehrplan für das Trivium für die jeweiligen Leistungsgruppen fest:

*„...Und die ietzelgemelten tailung sol sein also: der erst tail der jungisten sol besliessen kinder, die allererst gen schul werdent gelassen, und die deu tafel und den Donatpuchstaben lernent und zu latein sullen haben vocabel, das sind zwai wort mit ir auslegung, der ander tail der jungisten sol besliessen schüler, die do lernen den Donat lesen und die klain casuala, die zu latein sullen haben ain halben vers oder auch vocabeln, der drit tail der jungern sol besliessen schüler, die do lernen uber die vadern casus und tempora und zu latein sullen haben ain ganzen vers.“*³¹²

In der niedersten Stufe der ersten Klasse lernten nun die Kinder die ersten Buchstaben, indem sie sie auf einer Wachtafel nachzeichneten. Das Schreiben war der erste Schritt, der entweder vor oder zeitgleich mit dem Lesen gelernt wurde.³¹³ Mit dem Donat begannen die Schüler zu buchstabieren und mussten jeden Tag zwei lateinische Wörter inklusive Auslegungen memorieren. Desweiteren lernten sie noch kleine Verse auswendig.

In der nächsten Gruppe las man aus dem Donat ohne, dass immer alles, was gelesen auch verstanden wurde. Die Deklinationen sowie einen halben Vers oder Vokabeln wurden memoriert.

Die dritte Abteilung wurde in den Fällen und Zeitformen unterrichtet und musste einen ganzen Vers auswendig lernen. Man beschäftigte sich mit Grammatikfragen aus dem Donat.³¹⁴

In der zweiten Klasse setzte man den Unterricht am Donat fort und nahm noch Cato sowie

³¹² Tomaschek, Rechte und Freiheiten von Wien, Bd. II, 55.

³¹³ A. Mayer, Das kirchliche Leben und die christliche Caritas, in: Alterthumsverein zu Wien, Albert Starzer (red.), Geschichte der Stadt Wien, Band 2/1, 1900, 948.

³¹⁴ Vgl. Mayer, Bürgerschule von St. Stephan, 17.

*„...andreu solhe püchel, die ain schulmaister schafft ze lesen, und sullen zu latein haben zwen vers.“*³¹⁵

Es kamen also neue Literatur und noch mehr Gedächtnistraining dazu. Dies blieb in den nachfolgenden beiden Klassen aufrecht und die Lesebücher wurden nach Gutdünken des Lehrers aufgestockt.

Die dritte Klasse forderte die Schüler stärker – man wiederholte den ersten Teil des Donat und widmete sich parallel dem zweiten Part der Grammatik. Daneben hatten sie täglich zwei Verse und deren Deklinationen zu erlernen. Die zweite Abteilung lernte den dritten Teil des Donat und zusätzlich zwei Verse täglich. Aber die dritte Gruppe lernte folgendes:

*„...Der dritt und der lest tail, die do uber die voderen lernen Petrum Helie, Priscianum, Floistam, Boetium oder rhetoricam oder andre püchel nach geschefft ains schulmaisters.“*³¹⁶

Die Schüler begannen mit dem Studium der Rhetorik nach Petrus Helie, Florista, Priscianus und Boethius.

Um jetzt von einer Gruppe zur anderen aufsteigen zu können, muss der Schüler sich an jedem Quatember vor allen Schülern, Lokaten und Klassenlehrer einer Prüfung unterziehen. Die Prüfung vor Publikum sollte die Schüler zu guten Leistungen animieren. Anton Mayer vermutete sogar ein feierliches Aufsteigen in die höhere Leistungsgruppe.³¹⁷

Es folgte das Quadrivium in dem die Scholaren Arithmetik lernten, wobei man nicht über die vier Grundrechnungsarten hinauskam und die Geometrie. Die Astronomie und die Musik waren die letzten vier Fächer. Im Musikunterricht wurde aber nicht musiziert sondern nur über die Theorie der Musik gelernt.³¹⁸

Der Unterricht fand nunmehr in einem anderen Raum oder in der Bibliothek der Bürgerschule statt. Der Rektor hatte nun die Stelle des Lehrenden eingenommen. Die Schüler dieses Lehrganges waren die Obersten Lokaten, die neun Lokaten der

³¹⁵ Tomaschek, Rechte und Freiheiten von Wien, Bd. II, 55.

³¹⁶ Tomaschek, Rechte und Freiheiten von Wien, Bd. II, 55.

³¹⁷ Vgl. Mayer, Bürgerschule von St. Stephan, 17f.

³¹⁸ Mayer, Die Schulen, 947.

Leistungsgruppen und die Schüler, die die neunte und letzte Gruppe beendet hatten.³¹⁹

Der praktische Teil der Musik wurde in der Kantorei, die sich in der Nähe der Magdalenenkapelle befand, gelehrt. In der Singschule von St. Stephan sollte der Unterricht wie folgt stattfinden:

*„...Item die schuler sullent auch zu schul geen an dem veirabend; daran sol man etlich lernen singen, die andern das Benedicte, das Ostende, die jarzahl und andere ding, damit man seu nicht bekumern sol ander teg...“*³²⁰

Die Schulkinder hatten sich am Feierabend in der Kantorei zu versammeln und den Gesang zu trainieren. Wichtig war den Ausstellern der Schulordnung, dass die Kinder durch den Gesangsunterricht nicht beim Lernen des normalen Schulstoffes gestört wurden.

In der Zeit des Humanismus wurden die Wiener Schüler auch an Feiertagen zu Aufführungen am Friedhof zu St. Stephan engagiert.³²¹

3.6.2. Die Schulordnung von 1558

Wien litt in den letzten 50 Jahren unter den unruhigen Zeiten. Die Reformation hatte schon vor der ersten Wiener Türkenbelagerung in der Stadt Fuß gefasst. Ein Priester von St. Stephan musste das Land verlassen aufgrund seiner protestantisch angelegten Predigten. Der Kaufmann Kaspar Tauber wurde für seine Ansichten 1524 vor dem Stubentor enthauptet. Ferdinand I. griff mit harter Hand gegen die aufkeimenden Wiedertäufer in Wien durch.³²² Der Kampf gegen die religiöse Bewegung hielt bis 1594 an.

Wien konnte den Widerstand gegen den katholischen Landesherrn nicht mehr aufrecht erhalten und Ferdinand untermauerte im Stadtrecht 1526 seine Position. Damit waren Spannungen zwischen dem Landesfürsten und der Stadt Wien Tür und Tor geöffnet.

³¹⁹ Vgl. Mayer, Bürgerschule von St. Stephan, 18, sowie Mayer, Die Schulen, 948.

³²⁰ Tomaschek, Rechte und Freiheiten von Wien, Bd. II, 56.

³²¹ Oppl, Leben im mittelalterlichen Wien, 30.

³²² Vgl. Walter Öhlinger, Wien zwischen den Türkenkriegen, Wien, 1998, 46f.

In dieser Situation belagerten die Türken die Stadt Wien, ohne sie erobern zu können. Im Oktober 1529 zogen die türkischen Truppen wieder in den Osten. Es folgten 1541 und 1552 Pestepidemien, die ihr Übriges taten.³²³

Über all dem fassten die Jesuiten in Wien Fuß und damit eine neue Art des Unterrichtens. Die Neuankömmlinge verlangten für den Unterricht der Kinder kein Schulgeld und zogen damit die Schüler von der altherwürdigen Schule von St. Stephan ab.³²⁴

Um in diesen krisenhaften Zeiten wieder einen Leitfaden in die Schulbildung und Schulorganisation zu bringen, wurde die Schulordnung 1558 in Kraft gesetzt.

3.6.2.1. Inhalt

Gegenüber der Schulordnung von 1446 begann die Urkunde von 1558 ganz anders. Sofort erinnerte sie den Schulmeister an seine Pflicht zur Loyalität zu den folgenden Personen:

*„... so solle Er gedachten Herrn Burgermaister unnd Rath mit Aidsphlicht, nemblicblichen das Er jeder Zeit der Röm. Khay. Mt. unnsern allergenedigsten Herrn, und derselben Erben, auch Burgermaister unnd Rath getrew, gehorsam und gewärtig, und bei khainer Hanndlung die jnen zuwider, erscheinen noch beleiben solle und welle, verpunden sein,...“*³²⁵

Wie in der Schulordnung von 1446 war der Rektor verpflichtet, die Schüler neben den normalen Unterrichtsfächern in guten Sitten und Tugenden zu unterweisen. Also trug er hier auch für das Verhalten der Schüler die Verantwortung. Er sollte sie lehren, wie man sich seiner Geburt und Stand nach, der Obrigkeit gegenüber zu verhalten und zu verantworten hat.

Um nicht die Wurzeln zu verlieren hatte der Rektor folgendes zu machen:

„...Ermelter Schuelmaister solle auch ausser der Ferien, aigner Person täglich auf dem Chatedra jn der Schuell offentlich, zwo Stund, aine vor und die annder nach

³²³ Vgl. W. Öhlinger, Wien zwischen den Türkenkriegen, 48f.

³²⁴ Helmut Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens – Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs, Bd.2, Wien, 1983, 376.

³²⁵ Albert Camesina Ritter von Sanvittore, Die Maria – Magdalena - Capelle Am Stephansfreithof zu Wien und dessen Umgebung, in: Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien, Bd. 9, Wien, 1870, 276.

Mittag teugliche unnd Approbierte authores, so sich mit der Löblichen Uniuersithet alhie, Jnnhalt Hochsternennter Röm. Khay. Mt. New beschechner Reformation, vergleichen, lesen und tradirn...“ ³²⁶

Sollte er verhindert sein, so konnte einer seiner Magister diese Aufgabe übernehmen.

Für das Verhalten und Auftreten seines Personals war der Rektor weiterhin zuständig. Bei den Prozessionen in der Stadt hatte das Lehrpersonal in seiner Tracht zu erscheinen und diesen bis zum Schluss in angemessenen Verhalten beizuwohnen. Im anderen Falle sollte der Schulmeister wie folgt agieren:

„...Wann und so oft sich aber ainichlay Menngl oder Irrungen zuetragen, die solle Er Schuelmaister gedachten Herrn Burgermaister und Rath jederzeit annbrinngen, auf das darinnen nach Gelegenheit albey zeitliche einsehung und wendung beschehen muge...“ ³²⁷

Damit hatte der Rektor die Gewalt über seine Magister, wobei der Bürgermeister und der Stadtrat bei der Behebung des Missstandes mitredeten. Daneben musste der Rektor von St. Stephan auch Lehrer von anderen Schulen visitieren und bei Mängeln hatte er diese beim Stadtrat und dem Bürgermeister melden, damit sie sofort behoben werden konnten.

Früher war es üblich, dass die Schüler dem Schulmeister Holz und Kerzen brachten und zwar zu Allerheiligen und zu Ostern. Dies wird in der Schulordnung nun abgeschafft. Der Rektor der Lateinschule bekam vom Bürgermeister und Stadtrat eine Hälfte des Schulgeldes, das viermal im Jahr fällig war, und einen Teil der indirekten Steuer. Man lieferte ihm zudem einmal jährlich Holz zu und außerdem wurde ihm 100 Pfund Pfenning bar übergeben. Mit diesem Geld musste er die Magistri und Angestellten entlohnen. ³²⁸

Sehr interessant sind die Instruktionen für die Kollegiaten (andere Bezeichnung für Magister). Auch sie waren den schon vorgenannten Institutionen und Personen zu

³²⁶ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 2, 376.

³²⁷ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 2, 377.

³²⁸ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 2, 377.

Treue und Loyalität verpflichtet. Sie hatten nicht nur zu unterrichten sondern jeden Freitag an einer offenen Disputation teilzunehmen. Dazu lud der Rektor sehr gute Schüler ein.

Weiters müssen sie an den Prozessionen teilnehmen und bei Fehlen

*„...solle nach erkhanntnus Burgermaister unnd Raths darumben gestrafft werden.“*³²⁹

Auch dürfen sie in der Nacht ihre Wohnungen ohne Zustimmung des Rektors nicht verlassen.

Es fällt ganz besonders auf, dass in dieser Schulordnung das Thema Bibliothek und alle damit verbundenen Verbote dreimal angesprochen wurden. Der Rektor und seine Kollegiaten durften zwar darin arbeiten aber sie durften keine Bücher ausborgen und in den privaten Bereich mitnehmen. Eine Begleitung ohne die Erlaubnis des Oberstadtkämmerers war ein Ding der Unmöglichkeit.³³⁰

3.6.2.2. Der Fall Kleinschnitz

Benedict Kleinschnitz war Rektor der Schule von St. Stephan in den Jahren 1558 bis 1568. Als Dekan der Artistenfakultät arbeitete er in den Jahren 1551, 1557, 1563 und 1564.

Im Auftrag des Stadtrates entwarf er eine neue Schulordnung, die er 1559 auch vorlegte. Diese Schulordnung war außerordentlich detailreich und interessanterweise wieder in Latein abgefasst (im Gegensatz zu den beiden vorgenannten Schulordnungen). Kleinschnitz versuchte zurück zu den Wurzeln zu gehen, um die Schule wieder auf Erfolgskurs zu bringen.

Doch am nachhaltigsten sieht man die Gedanken und das Bemühen des Rektors in seinem Beschwerdebrief an den Kaiser, Stadtrat und den Bürgermeister von Wien. Darin analysierte er den Grund für den Rückgang der Schülerzahlen und fand den Grund im kostenlosen Unterricht der Jesuiten in Wien. Die Eltern der Schüler verweigerten das Schulgeld und schickten die Kinder in den Unterricht der Jesuiten. Mit intensiven Schilderungen versuchte er den Kaiser und den Rat zur Hilfestellung zu bewegen.

³²⁹ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 2, 377.

³³⁰ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 2, 377 und 378.

Sein Lösungsvorschlag war die Übernahme des Quattembergeldes (1/4-jährliches Schulgeld) durch den Kaiser und den Stadtrat. Den Eltern sollte es für einen gewissen Zeitraum erlassen werden.

Leider ist nicht überliefert, wie die Reaktionen der Angesprochenen ausfielen.³³¹

3.7. „...mein Platz an deiner Seite...“ – Starthilfe für die Wiener Universität

St. Stephan wurde ein wichtiger Grundstein für die Wiener Universität durch den frühen Tod von Rudolf IV. Rudolf hatte hochfliegende Pläne und plante ein eigenes Universitätsviertel in Wien. Doch nach seinem Tod in Mailand brach die Finanzierung für den Bau und Unterhaltung der Universität in Wien auseinander. Seine beiden Brüder waren noch zu jung und konnten den Plan nicht weiter verfolgen. Trotz des vorherigen Einverständnisses der Wiener Bürger und der Landherren wuchs der Widerstand nach dem Tod Rudolfs IV. Daher wurden der Stiftsbrief und das Konsensschreiben Rudolfs beim Kirchenmeister von St. Stephan hinterlegt, während man über Rechte und Freiheiten der Universität neu verhandelte.

In dieser Anfangsphase war es auch möglich, dass ein Schulleiter der Stephansschule ebenso der Rektor der jungen Universität Wien war. Albrecht von Sachsen war der damalige Gründungsrektor der Universität und Rektor der Schule von St. Stephan.³³² Solche Ämterkumulationen, wie Csendes sie nennt, zeigen die enge Verbundenheit der Institutionen in der heißen Anfangsphase.

Durch das Zuwarten der beteiligten Parteien wurde die materielle und räumliche Lage der jungen Universität immer präkerer. Die Schule von St. Stephan nahm die Universität räumlich wie finanziell unter ihre Fittiche. 1366 fanden die ersten Vorlesungen noch in den Räumen der Stephansschule statt. Das gemeinsame Rektorat wurde erst 1384 getrennt - eine Tatsache, die das Prestige von St. Stephan enorm steigerte.³³³

3.7.1. Die Albertinische Reform 1384

³³¹ Vgl. Carmesina, Die Maria-Magdalena-Capelle, 285.

³³² Vgl. Uiblein, Frühgeschichte der Universität Wien, Bd. 71, 305-307 sowie Csendes/ Oppl, Wien, Geschichte einer Stadt, Bd. 1, 330f.

³³³ Vgl. Paul Uiblein, Die Universität Wien im Mittelalter, Schriftenreihe des Universitätsarchivs, Bd. 11, Wien, 1999, 39f.

Mit dieser Reform änderte sich die Situation grundlegend. Namhafte Theologen mussten aufgrund der Kirchenspaltung 1378 Paris verlassen. Man holte einen großen Teil der Gelehrten nach Wien und erlangte sogar vom Papst in Rom das Recht die Theologische Fakultät in Wien zu errichten.

Die Universität bekam eigene Einkünfte, um die Besoldung der Professoren zu gewährleisten. Die Umgestaltung sicherte zusätzlich das Bestehen der Universität.

In der Schule von St. Stephan unterrichteten vier Magister der Artistenfakultät und einer bekleidete das Amt des Obersten Schulmeisters (genannt *scholasticus*).

Besoldet wurden alle von der Stadt Wien.

Jeder Lehrer und Schüler der Stephansschule sollten an der Wiener Universität immatrikulieren und die Privilegien der Hochschule genießen.

Um diese Basis aber auch zu festigen und mit der neugegründeten Universität in Einklang zu bringen, wurden die alten Rechte meist mit kleinen Veränderungen bestätigt:

- ☀ Die Schule von St. Stephan unterrichtete die „septem artes liberales“ und wurde so zu einer Art „Vorschule“ für die Universität.
- ☀ Der Rektor der Bürgerschule durfte mit dem Universitätsrektor weiterhin die Schulmeister anderen Schulen bestellen und hatte die Kontrolle über diese.
- ☀ Der Stadtrat bestimmte den Obersten Schulmeister und die Lektoren der Stephansschule. Der Rat konnte sich aber nur zwischen den Vorschlägen des Rektors der Universität entscheiden.

Einzig die Oberste Schulbehörde wanderte von der Bürgerschule von St. Stephan an die Universität.³³⁴

3.8. Bekannte Rektoren der Schule

Der erste bedeutende Rektor war *Magister Ulrich* – dieser wurde von seinem Freund Engelbert von Admont nach Wien gerufen. Höchstwahrscheinlich empfahl ihn auch Otto von Freising seinem Bruder Heinrich II. „Jasomirgott“. Der Gelehrte aus Paris

³³⁴ Csendes/ OpII, Wien, Geschichte einer Stadt, Bd. 1, 298f.

brachte die scholastische Lehrmethode an die Schule von St. Stephan. Magister Ulrich lehrte lange in Wien und man weiß heute, dass er seit 1237 von den Abgaben einer Mühle in Bruck/Leitha lebte. Von seinen Schülern wurde er als Gelehrter und Dichter geliebt und verehrt. Von ihm stammten auch einige theologische und philosophische Werke.³³⁵

Doch der bekannteste Rektor der Schule von St. Stephan war sicher *Konrad von Megenberg*. 1309 geboren wurde er in Paris 1334 artistischer Magister und unterrichtete dort als solcher acht Jahre lang. In dieser Zeit arbeitete er als Prokurator der englischen Nation und reiste auch zweimal im Auftrag der Nation zum Papst nach Avignon. Aufgrund von Spannungen in der Pariser Universität verließ er 1342 die französische Hauptstadt mit einem Empfehlungsschreiben der englischen Nation in Richtung Wien. Hier übernahm er die Leitung der Schule zu St. Stephan. In dieser Position konnte er enge Beziehungen zu Albrecht II. und seinem Sohn Rudolf IV. aufbauen – vielleicht war er sogar der Lehrer des jungen Habsburgers – was uns eine Widmung seines (leider) verschollenen Buches „speculum felicitas humanae“ bezeugt. Leider ist nur mehr der Inhalt seines Werkes erhalten. In seiner *Yconomica* (die häusliche Ethik) nahm er mehrmals Bezug auf die Bildung in der Gesellschaft sowie die politischen und sozialen Strukturen. Dieses Werk war ein Teil einer moralphilosophischen Trilogie in der die Ethik des Individuums (*Monastica* nicht veröffentlicht) und die staatliche Gesellschaft (*Politica* wahrscheinlich nicht geschrieben) behandelt werden sollte.³³⁶

1348 verließ Konrad von Megenburg Wien, um Domherr in Augsburg zu werden.³³⁷

3.9. *Tatort Schule von St. Stephan – ein Grabungsbericht*

Die Grabungen, die 1997 vorgenommen wurden, fanden im Hof des heutigen Churhauses statt.

Man fand unter 0,70 m Schüttmaterial eine dicke Mauer von Norden nach Süden gehend (Mauer A auf der Skizze). Die Steine waren verschieden groß, gut vermörtelt und beidseitig verputzt. Drei Gewölbeansätze lassen einen mächtigen Deckenbau vermuten.

³³⁵ P. Uiblein, Die Universität Wien im Mittelalter, aus: Schriftenreihe des Universitätsarchivs, Bd.11, Wien, 1999, 24f.

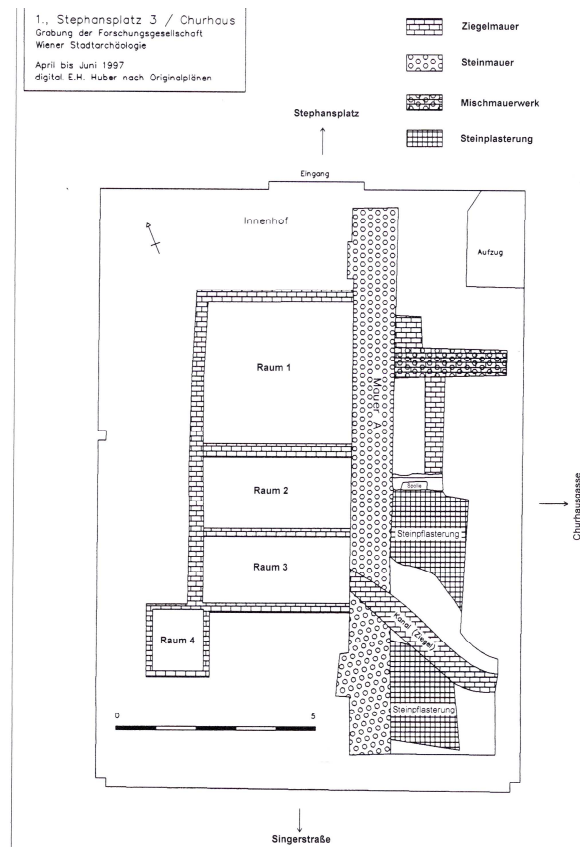
³³⁶ Vgl. G. Steer, Konrad von Megenberg, LexMA 5, 1361-1362.

³³⁷ Vgl. Uiblein, Die Universität Wien im Mittelalter, 27f.

Die heute sichtbaren drei Räume waren einst zwei, die geteilt wurden. Beide Räume waren ursprünglich 13,32 m² groß. Sie besaßen keinen erkennbaren Zugang von außen und Raum 3 wurde in nachhinein gedeckelt. Ein abgedeckter Kanal führt in diesen Raum. Dafür wurde ein Fenster aufgebrochen und danach wieder neu gemauert. Der kleinste Raum (Raum 4) hat eine Größe von 2,25 m² und wurde auch ohne Zugang gefunden.

Die Räume 1,2 und 4 fand man völlig mit Schuttmaterial gefüllt – darunter lagen auch Teile von Statuen. Raum 3 war hingegen leer und hatte eine völlig intakte Decke. An der anderen Seite von Mauer A erkennt man einen Teil eines Stiegenaufganges. Die Pflasterung des Hofes lässt sich dank einer dort gefundenen Münze auf das Jahr 1617 datieren.

In einer Abfallgrube, die sich unter der Pflasterung befand, entdeckte man einen grünglasierten Krug und ein Bruchstück einer Bügelkanne.



17, Gesamtansicht der Ausgrabung im Hof des Churhauses (Foto und Skizze)

Die Archäologen setzen die Hauptmauer (A) circa in das 1309. Bei späteren Ausbauten wurde der Stiegenaufgang (vielleicht mit einer Überdachung) angebaut.

Auch die vier Räume sind wahrscheinlich in das 14. Jh. zu datieren. Für einen neuen Bau wurden die Keller befüllt. Die Räume durften Vorratsräume gewesen sein, wobei die Archäologen bei Raum 3 eine Abwassergrube annehmen.³³⁸

4. „artes mechanicae“ – das Lernen des Handwerkes

In der Regel besaß ein Handwerker eine Werkstatt mit eigenen Werkzeugen und Rohstoffen. Bei der Produktion wurde er von der Familie, Gesellen und Lehrlingen unterstützt. Entweder fertigte der Handwerker aufgrund eines Auftrages oder um seine Ware zu verkaufen – von der Werkstatt aus oder auf einem Markt.

Die wichtigsten Gewerbe waren für die Ernährung der Stadtbevölkerung zuständig. Einen Bäcker und Fleischer fand man in jeder Stadt. Die Vorschriften für Preise oder Qualität wurden vom Stadtherrn oder Stadtrat festgelegt.

Für die Bekleidung gab es Stätten für Tuchproduktion, Scheiderein und Schuster. Hier gab es auch die stärkste Spezialisierung im Handwerk selbst. Das zweite Gewerbe mit der höchsten Spezialisierungsrate waren die metallverarbeitenden Branchen. In diesen beiden Gewerbearten entwickelten sich die meisten technischen Neuerungen.³³⁹

4.1. *Handwerk und die Stadt Wien*

Unter Handwerk verstand man im Mittelalter nicht nur das Herstellen von Waren sondern auch den Kleinhandel und Dienstleistungsgewerbe. In seiner Wiener Geschichte, erwähnt Csendes für das 15. Jh. folgende Aufteilung:

- ✳ herstellendes Handwerk – 77 Branchen
- ✳ Kleinhandel – 17 Branchen
- ✳ Dienstleistungen – 9 Branchen

Er nimmt aber die

- ✳ Buchärzte (nur diagnostizierende Ärzte)

³³⁸ Vgl. E.H. Huber, Grabungsbericht von Stephansplatz 3, in: Ortolf Harl (Hg), Fundort Wien – Berichte zur Archäologie 1/98, Wien, 1998, 173-176.

³³⁹ Vgl. Engel/ Jacob, Städtisches Leben im Mittelalter, 264f.

- ☼ Apotheker
- ☼ Schreiber
- ☼ Rechtsanwälte und Notare

bei seiner Aufzählung heraus.³⁴⁰

In Wien versammelten sich die handwerklichen Betriebe in einer Straße. So gibt es heute noch die Bäckerstraße, den Hafnersteig oder die Naglergasse usw. in Wien.

4.2. Bruderschaften und Zechen

Die ersten Zechen oder Zünfte findet man in Salzburg schon im 13. Jh. unter Erzbischof Eberhard II. In dieser Verordnung ist neben religiösen Bestimmungen auch schon der Zunftzwang zu finden.³⁴¹

Auch in Wien schlossen sich die Handwerksmeister in *Zechen* oder *Bruderschaften* zusammen. Bruderschaften waren religiös orientierte Vereine, deren Mitglieder sich zur gemeinsamen Unterstützung oder für Andachten zusammengefunden haben.³⁴²

Die Zechen waren beruflich orientiert, dienten aber ebenso als soziales Netz (unter anderem als „Pensions- und Unfallversicherung“) für die Mitglieder und engagierten sich im kirchlichen Bereich.

So versammelten sich zum Beispiel die

Goldschmiedemeister beim

Eligiusaltar und die Kürschner

beim Jakobsaltar in St. Stephan.

Jede Zeche besaß eine vom Stadtrat oder Landesherrn erlassene Ordnung, in der unter anderem Fragen der Produktion, Zulassung von Meistern, Aufnahme von

18, Bruderschaftsbuch, Wien, 1513/14

³⁴⁰ Csendes/ Opll, Wien, Geschichte einer Stadt, Bd. 1, 225.

³⁴¹ Vgl. Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, 99f.

³⁴² Vgl. Pohanka, Wien im Mittelalter, 72-74.

Gesellen und Lehrlingen geregelt waren. Die Zechmeister überwachten die Einhaltung der Regeln.³⁴³

Nur Mitglieder dieser Zechen bekamen auch die Genehmigung ihr Handwerk in Wien auszuüben (Zunftzwang). Für die Sicherung der Nahrung konnten die Zünfte die Anzahl der Meisterwerkstätten beschränken.³⁴⁴ Der Stadtherr oder Stadtrat konnte zwar eingreifen doch war dies nur möglich, wenn die Stadtbevölkerung nicht genügend versorgt werden konnte.

4.3. *Wie werde ich Lehrling?*

Die Zechen gaben bei der Ausbildung der Lehrlinge sehr klare Vorgaben. Um Lehrling werden zu können musste das Kind von ehelicher und freier Geburt sein und einen guten Leumund vorweisen können. Dieser garantierte das gute Benehmen und auch das Durchhaltevermögen des Lehrlings.

Die Anzahl der Lehrlinge beschränkten die Zünften. Der Anzulernenden hatte sofort in die Zunftkasse einzuzahlen und wurden in die Zunft eingebunden. Das Lehrgeld bestimmte anfangs der Meister – jedoch übernahmen bald die Zünfte die Festlegung des Lehrgeldes.³⁴⁵

Die Lehrzeit begann meist zwischen dem 12. und 16. Lebensjahr. Ob es üblich war, davor eine Schule zu besuchen ist nicht beweisbar, weil hier keine schriftlichen Verordnungen existieren. Jedoch vermuten Engelbrecht wie auch Engel, dass ein Besuch einer deutschen Schule sehr wohl die Vorstufe zur Lehre bildete.³⁴⁶

Kintzinger bestätigt diese Annahme in seinem unten angeführten Artikel durch die Folgerung, dass auch die Studenten in diesen Zeitabschnitt mit dem Studium begannen. Beide Ausbildungszweige hatten daher für ihn das gleiche Fundament – eine Schule. Selbst wenn der zukünftige Lehrling die weiterführende Schulausbildung wählen sollte, war er mit 14 Jahren fertig und konnte in die Lehrausbildung einsteigen. Jedoch betont Kintzinger auch, dass eine Schulausbildung sicher nicht als Regel angesehen werden kann, weil die schriftlichen Quellen fehlen.³⁴⁷ Auf der

³⁴³ Vgl. Csendes/ Oppl, Wien, Geschichte einer Stadt, Bd. 1, 229-231.

³⁴⁴ Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, 151.

³⁴⁵ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 221, sowie Engel/ Jacob, Städtisches Leben im Mittelalter, 342.

³⁴⁶ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 221, sowie Engel/ Jacob, Städtisches Leben im Mittelalter, 366.

³⁴⁷ M. Kintzinger, Eruditus in arte, Handwerk und Bildung im Mittelalter, in: K. Schulz / E. Müller Luckner (Hg.), Handwerk in Europa – Vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit, (Schriften des historischen Kollegs, Kolloquien 41, München 1999), 177f.

anderen Seite sollte man bedenken, dass Normalitäten im Mittelalter nicht unbedingt schriftlich dokumentiert wurden.

Welche Schule besuchte nun ein zukünftiger Handwerker?

In den meisten Fällen war es wohl eine deutsche Schule, weil sie vom Aufbau des Lehrplanes am besten passte. Das Erlernen des Lesens, Schreibens und Rechnens waren für den Lebensweg vorrangig wichtig. Außerdem orientierte sich die deutsche Schule an der Praxis.

Ein Erlernen des Triviums an einer Lateinschule war wohl eher für die gehobene Handwerksschicht oder Kaufmannschaft von Vorteil.

Konrad von Megenberg, der ja unter anderem Rektor der Schule von St. Stephan war, machte sich in seiner Ökonomik Gedanken über die Bildung der Lehrlinge. Er präferierte das Trivium als ideale Ausbildung vor dem Antritt der Lehre, weil Megenberg sich damit eine bessere Berufsauswahl vorstellte.³⁴⁸

4.4. Die Lehrzeit

Aufgenommen wurde der Lehrling in einer Zeremonie – der *Aufdingung*. Diese fand vor der versammelten Zunft und offener Lade statt. Nach der Ableistung einer, meist 14-tägigen, Probezeit, wurde der Lehrling in den Betrieb aufgenommen und ein Lehrvertrag zwischen Meister und Eltern abgeschlossen.

Als Lehrling lebte man in der häuslichen Gemeinschaft des Meisters. Damit konnte der ausbildende Meister auch den Lehrling züchtigen, wenn er nicht gehorchte. Der Lehrling unterlag einem strengen Reglement und hatte folgendes einzuhalten:

- ☼ Des Nächts nicht ausgehen
- ☼ Kein Messer tragen
- ☼ Nicht spielen
- ☼ Nicht übermäßig Alkohol konsumieren

Daneben musste er jeden Sonntag den Gottesdienst besuchen und der Meisterin im Haushalt und Garten helfen.

³⁴⁸ Kintzinger, *Eruditus in arte*, 178.

Das bedeutete nicht nur die Ausbildung im Handwerk sondern auch in sittlicher und moralischer Hinsicht.³⁴⁹

Das handwerkliche Wissen wurde mündlich an den Lehrling weitergegeben. Die Schriftlichkeit war im Handwerk noch sehr beschränkt wirksam. Nur in den Verordnungen der Zechen bediente man sich Papier und Feder. Mit der Zeit nahm die Verschriftlichung zu, so dass zumindest der Meister einer Werkstätte lesen und schreiben können musste.³⁵⁰

Nach vollendeter Lehrzeit wurde der Lehrling freigesprochen. Dies konnte aber nur mit einem positiven Bericht des Meisters erfolgen – eine Prüfung als solches gab es nicht. Dies erfolgte wieder durch eine Zeremonie vor der offenen Lade. Dabei trug man den frischgebackenen Gesellen in das Gesellenbuch der Zunft ein und ließ ihm noch einen Eid ablegen.

4.5. *Der Geselle*

Blieb der Geselle in der Werkstatt des Meisters, so bestand seine Abhängigkeit dem Meister gegenüber weiter. Es kam noch die Regel dazu, dass er ohne Genehmigung des Meisters nicht heiraten durfte.

Meist gingen die Gesellen nach einigen weiteren Arbeitsjahren in der alten Werkstatt auf Wanderschaft, um sein Können und seine Erfahrungen zu erweitern. Dies taten die Gesellen schon seit dem 13. Jh. doch war es noch nicht Pflicht. Erst die Zünfte verlangten ab dem 15. Jh. von den Gesellen verpflichtend eine Wanderschaft von zwei bis vier Jahren. Als Bestätigung musste der zurückgekehrte Geselle der Zunft Wanderpapiere vorweisen.

Dann begann für den Gesellen die Wartezeit (meist ein bis zwei Jahre) in der er zeigen musste, was er in den Wanderjahren gelernt hatte. In der Phase wechselte er den Meister zweimal, damit die Beurteilungen seiner Person, Kenntnisse und Fähigkeiten einfach breiter gefächert waren. Seit dem 14. Jh. verlangte die Zunft noch die Anfertigung eines Meisterstückes.³⁵¹

³⁴⁹ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 222.

³⁵⁰ Vgl. Kintzinger, Eruditus in arte, 180-182.

³⁵¹ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 222f.

4.6. Eine Ausnahme – die kaufmännische Lehre

Durch die überregionalen Verbindungen war es bei der Ausbildung zum Kaufmann wichtig, andere Schwerpunkte zu setzen.

War die überregionale Sprache vorerst noch Latein änderte sich dies im Laufe des Mittelalters. Man musste die jeweilige regionale Sprache erlernen. Daher besuchten die Kinder zuerst Lateinschulen und erst mit der sprachlichen Veränderung begann die deutsche Schule den Lateinischen den Rang abzulaufen.

Die kaufmännische Ausbildung war mehr als die handwerkliche Ausbildung mit den Schulen verbunden. Nur in den Schulen konnte man das Führen einer Handelskorrespondenz, Buchführung oder die mathematische Umsetzung von ökonomischen Vorgängen lernen.

4.7. Das Handwerk eine Kunst? – die artes

Hugo von St. Victor, der Verfasser des *Didascalicon*, erfand neue Begriffe für die handwerklich-technische Fähigkeiten. Die *septem artes liberales* bekamen ein handwerkliches Gegenstück - die *septem artes mechanicae*

- ☀ Die Stoffverarbeitung
- ☀ Waffenhandwerk und Bildende Künste
- ☀ Handel zu Wasser und zu Land
- ☀ Gartenbau
- ☀ Lebensmittelgewerbe
- ☀ Praktische Heilkünste
- ☀ Schauspiel und Ritterspiel ³⁵²

Das Handwerk und seine Ausbildung wurden von den Gelehrten des Mittelalters eher stiefmütterlich behandelt. Hatte doch die Lehre und die vorhergehende Schulbildung keinen Lateinunterricht inkludiert. Man sah die Handwerker als Menschen zweiter Klasse an.³⁵³

Kintzinger schreibt, dass mit der Bezeichnung *ars* eine Aufwertung beabsichtigt war, die auch wirklich zu greifen begann. Man glich die handwerklichen Fertigkeiten vom Aufbau an Freien Künste an und wer diese Fertigkeiten beherrschte, wurde als

³⁵² Kintzinger, Wissen wird Macht, 128.

³⁵³ D. Kunze, Lob und Tadel der artes mechanicae, in: Knut Schulz / unter Mitarbeit E. Müller Luckner (Hg.), *Handwerk in Europa – Vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit*, (Schriften des historischen Kollegs, Kolloquien 41, München 1999), 124.

artifex und nicht mehr als *mechanicus* bezeichnet. Konrad von Megenberg verwendete diese Ausdrücke auch in seiner Ökonomik und trug so zur Aufwertung bei. Er setzt ebenso die Wanderschaft der Gesellen mit der der Studenten auf eine Stufe.³⁵⁴

Im hohen und späten Mittelalter schaffte diese Gleichsetzung des Wissens in den Städten endlich den Durchbruch.

Hugo von St. Victor gelang es mit seiner Aufstellung ein Gegenstück zu dem traditionellen lateinischen Wissen zu kreieren.³⁵⁵

³⁵⁴ Vgl. Kintzinger, *Eruditus in arte*, 170-172.

³⁵⁵ Vgl. Kintzinger, *Wissen wird Macht*, 127f.

Resümee

Das Ziel der Arbeit war einen Abriss der geschichtlichen Entwicklung von Bildung aufzuzeigen. Das Bildungs- und Erziehungswesen abgehoben von anderen Komponenten, wie Politik oder sozialen Einflüssen, zu sehen, ist natürlich eine Möglichkeit der Betrachtung, aber für diese Arbeit nicht relevant.

Gerade dieses Zusammenspiel von Bildung und Schule auf der einen Seite, sowie Politik, Wirtschaft, soziale wie gesellschaftliche Entwicklungen auf der anderen Seite stell(t)en ein Spannungsfeld dar, in dem sich die Kräfte immer wieder neu ausrichteten. Besonders faszinierend finde ich, dass die Beeinflussung der Kräfteverhältnisse nicht nur durch die gesellschaftlichen oder wirtschaftlichen Entwicklungen geschah, sondern, dass Menschen ganz bewusst das Spannungsfeld gesteuert haben.

Während den Rechercharbeiten für meine Diplomarbeit kam ich zu der Erkenntnis, dass alle vorgenannten Komponenten sehr eng miteinander verbunden waren (und sind). Lassen Sie mich zum besseren Verständnis ein Beispiel aus dem textilen Bereich nehmen:

Die Verbindungen entsprechen nicht einem grobgewebten Leinenstoff, sondern feinsten Seidenfäden, die ein dicht gesponnenes Gewebe ergeben.

Der Bogen meiner vorliegenden Arbeit spannt sich von der Bildung der Antike bis zur Schule von St. Stephan, die in dieser Arbeit einen besonderen Platz einnimmt. In diesem Bild, das ich versuche zu zeichnen, werden immer nur Schwerpunkte gesetzt, weil es sonst den Rahmen meiner Arbeit sprengen würde.

Das Erziehungswesen war schon immer ein lebender Organismus. Schon durch den Zusammenprall des „zivilisierten“ römischen mit dem „germanischen“ Erziehungswesen zeigt sich diese Lebendigkeit. In wie weit das römische Modell in den Familien seinen Durchbruch erlebte, ist nicht genau zu klären, doch nimmt Engelbrecht an, dass es ein Nebeneinander der Kulturen gab ohne das gänzliche Aufgehen der einen in der anderen.³⁵⁶

³⁵⁶ Vgl. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 62f.

Das römische Bildungsmodell hatte eine sehr lange Entwicklung hinter sich, die von anderen Hochkulturen immer wieder beeinflusst wurde. Der größte Baustein kam aus Griechenland, wo das Konzept einer grundlegenden Allgemeinbildung erstellt wurde..

Wie wirkte hier die hellenistische Beeinflussung?

Die meisten Privatlehrer kamen aus griechischen Häusern und unterrichteten den römischen Nachwuchs in griechischer Philosophie und Sprache. Wie uns das kleine Graffiti der jungen Schülerin aus Bruckneudorf zeigt.³⁵⁷

Für die Römer war die Bildung ein so wichtiger Aspekt ihres Lebens, dass man auf verschiedenen Grabsteinen die Darstellungen von Verstorbenen mit Lernutensilien sieht, die ihre Bildung hervorheben sollen. Diese Verbildlichung ist in der Antike keine Seltenheit (auch auf österreichischen Boden) und Engelbrecht gebraucht sogar folgende Worte

*„...dass hier ein gebildeter Mensch bestattet war, der sich gleichsam durch die intellektuelle Betätigung heroisierte und zu den Göttern erhob.“*³⁵⁸

Die Bildung eine göttliche Betätigung?

Dass es in der Entwicklung der römischen Bildung solche gedanklichen Tendenzen gab, ist durch die wiederkehrenden Versuche in der Unterrichtstechnik, zurück zu der Natur zu gehen, erkennbar. Doch mit Sicherheit ist mit diesen Bildquellen, die über das ganze ehemalige Römische Reich verteilt sind, die Wichtigkeit der Bildung im römischen Leben bewiesen.

Auch Riché bestätigt dies in seinem grundlegenden Buch über antike und mittelalterliche Bildung, indem er meint, dass Rom eigene Bildungsansprüche hatte, die es durch die gut organisierten Pflichtschulen zu erreichen versuchte.³⁵⁹

Die römische Ausbildung machte aus dem jungen Mann einen Bürger, der dem Staat optimal dienen konnte. Mit dieser Kunst fühlten sich die Römer als oberste Elite der Welt.

Schon bei diesem ersten Schwerpunkt ist die Verbundenheit von politischer Macht und Bildung zu erkennen. Der römische Staat ließ sich durch die Schulen gute Beamte als Stütze der politischen Machthaber beziehungsweise als Träger der

³⁵⁷ Siehe Abb. 01 Graffiti einer kleinen Schülerin mit dem griechischen Lehrer, 14.

³⁵⁸ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 67.

³⁵⁹ Vgl. P. Riché, Education et Culture dans l'Occident Barbare, VI^e -VIII^e siècles, Paris, 1962, 41.

Stärkung der Macht ausbilden. Eine Tatsache, die im Laufe der Bildungsgeschichte immer wiederkehrt, wie ich es während meiner Arbeit erfahren durfte.

Die große Leistung Roms bestand nicht in den kleinen Ausbesserungen des griechischen Bildungssystems, sondern in der räumlichen Verbreitung ihres Bildungssystems mitsamt den Inhalten. Ebenso war die zeitliche Wirkung der römischen Bildungsinhalte bisher unvergleichbar. Deren Formulierungen wirkten das ganze Mittelalter durch und beeinflussten das Bildungsdenken grundlegend.³⁶⁰

Die aufstrebende Kirche konnte sicher nicht die Oberhand des Staates über die Bildung dulden, denn man erkannte die Wichtigkeit von christlich beeinflussten Schulen. Damit begann die zweite große Phase der Vermischung. Schulen wurden benötigt, um die Wahrheit der Christenheit zu verkünden. Bestand doch noch immer die Möglichkeit, dass sich die Menschen den antiken nichtchristlichen Autoren zuwandten und nicht den christlich-religiösen Texten.³⁶¹

Unter kirchlicher Führung kam es zu Veränderungen in der Methodik und im geistigen Bereich. Die Kirche stand nun vor der schwierigen Aufgabe, die klassische Ausbildung soweit zu erhalten, wie erforderlich und neue hochwertige christliche Texte zu produzieren. Ganz bewusst führte man einen Einschnitt herbei, um einen neuen „christlichen“ Weg zu beschreiten.

Augustinus und Cassiodor versuchten die Verbindung von beiden Bildungskomponenten in einem Höchstmaß zu erreichen. Es genügte nicht einfach die christlichen Wertvorstellungen darüberzustülpen, sondern es war erforderlich, eine Vermischung, ein Ineinanderfließen entstehen zu lassen. Die Kirche hatte nun den antiken „Bildungsrahmen“ gestaltet, der mit neuen christlichen Inhalten gefüllt war. Das neue christliche Erziehungssystem nutzte alle Mittel der damaligen Pädagogik. Das Fernziel war die Erkenntnis Gottes.³⁶²

In den römischen Gebieten Rätien, Noricum und Pannonien hatte die Völkerwanderung nur mehr kleine bewohnte Punkte auf der Landkarte übergelassen. Das christliche, bayerische Herzogshaus der Agilolfinger machte sich an die

³⁶⁰ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 75.

³⁶¹ Vgl. Riché, Education et Culture dans l'Occident, 45.

³⁶² Vgl. 20f.

Missionierung der obengenannten Räume, die von den Klöstern aus startete. Damit verbunden gab es sicher schon unter Rupert in Salzburg eine Schule für die Ausbildung von Mönchen und zukünftigen Missionaren. Das Kloster vereinigte im frühen Mittelalter Politik, Religion und Kultur. Die Mönche waren Kulturträger und Kulturbringer.

Die passende politische Unterstützung kam von Papst Gregor den Großen – das Papsttum begann seine Machtposition auch mit Landbesitz zu untermauern. Die Unabhängigkeit der Kirche wurde vorbereitet. In religiöser Hinsicht begann er die heidnischen Feste mit christlichen Feierlichkeiten zu überlagern bzw. zu verbinden. Gregor breitete sich also nicht nur geographisch sondern auch „in den Köpfen der Menschen“ aus. Mit dem entscheidenden Jahr 529 entstand nun eine andere Form der geistlichen Schule, nämlich der Typ der Presbyterialschulen für die Ausbildung des geistlichen Nachwuchses.³⁶³

Karl der Große erweiterte das fränkische Regnum und stabilisierte die politische Lage. Der Nährboden für eine ungestörte geistige Entwicklung war jetzt auch im weltlichen Bereich gegeben. Und Karl nutzte dies auch gleich. Diese Schritte, die er setzte waren einfach, neu und einmalig³⁶⁴

In der Karolingischen Renaissance war es die Absicht Karls, sich mit der Hebung des Bildungsniveaus von Weltklerikern, eine funktionierende und loyale Verwaltung aufzubauen. Die antike Bildung, die in den Klöstern überlebt hatte, wurde neu entdeckt und mit dem laufenden Wissen verbunden. Er benötigte gut ausgebildete Männer, die bei der Verwaltung des riesigen Reiches reibungslos arbeiteten. Nur selbstständig denkende Menschen konnten ihm dabei dienlich sein. Durch die Vereinheitlichung der Lehrunterlagen sollten alle Gebiete ein gleiches Bildungsniveau erreichen, d.h. verschiedene Regionen *aber* gleiche Qualität der Ausbildung.

Es begann ein Sammeln von Abschriften verschiedener Bücher und Errichten von Schulen, in denen Lesen und Schreiben sowie Latein gelehrt wurden.

Ein ganz neuer Schritt war, dass Karl der Große den Adel aufforderte, Lesen und Schreiben zu lernen. Das lässt den Schluss zu, dass er versuchte bei den Laien,

³⁶³ Vgl. 24-33.

³⁶⁴ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 98.

mittels Einbau in die Verwaltung, Unterstützung für seine Politik zu finden. Vielleicht erkannte er auch schon die Vorteile einer Vereinigung beider Bildungsprinzipien – der schriftlichen sowie der mündlich geprägten Ausbildung der Adeligen. Leider konnte ich im Laufe meiner Arbeit keinen solchen Hinweis in der Literatur finden. Doch ist es sicher, dass Karl die bessere „Nutzbarkeit“ von (aus)gebildeten Beamten erkannte.

Nachdem die Babenberger das bayerische Ostgebiet von einem Katastrophengebiet in ein wirtschaftlich und politisch stabiles Land verwandelt hatten, konnte sich auch hier Bildung entwickeln.

Neben den Kloster- und Domschulen in den Bischofssitzen, entstanden nun Pfarrschulen. In den österreichischen Landen begannen sich die Pfarrschulen ab dem 13. Jh. zu entwickeln – in Wien sind außer St. Stephan noch die Pfarrschule von St. Michael und die Schule beim Bürgerspital bekannt. Diese beiden Institute kamen aber nie über ein gewisses Niveau der Bildungsweitergabe hinaus.

Wie ich schon vorher geschrieben habe, hatte die Schule von St. Stephan das Glück auch weltliche Zuwendung von sehr hohem Rang zu bekommen. Warum es gerade diese Schule war, ist aufgrund der Quellenlage nicht zu klären. Wir haben leider keine Möglichkeiten über die Qualitäten der drei Schulen in der entscheidenden Phase des 13. Jh. Vergleiche anzustellen, obwohl es eine der spannendsten Fragen wäre.³⁶⁵

Mit dem Entstehen von klösterlichen Außenschulen für Laien lässt sich ein steigendes Bedürfnis der restlichen Bevölkerung nach Bildung erkennen. Die Klosterschulen treten auch für die allgemeinbildenden Zielsetzungen in den Vordergrund und dienen ab nun nicht nur der geistlichen Berufsausbildung.

Doch das wirft die Frage auf: Gab es bis dato eine Laienbildung?

Die Antwort lautet eindeutig „Ja“ - aber ohne Institution Schule und ohne ausgeprägte Schriftlichkeit. Das Wissen wurde mündlich weitergegeben und die Merkfähigkeit der Menschen muss daher extrem hoch gewesen sein. Die Weitergabe von Wissen erfolgte in Predigten, durch Symbole, Bilder und

³⁶⁵ Vgl. 41-43 sowie 93-101.

Schaustücke. Man nahm nun aus diesem Angebot das für sich Passende heraus und jeder Mensch bestimmte selbst, wie weit oder in welche Richtung seine Bildung ging. Das Angebot veränderte sich im Laufe der Zeit. Waren es im frühen Mittelalter geistliche Inhalte, so wurden im Hochmittelalter germanische Stoffe verarbeitet. Das Heldenepos und der Minnesang bekamen ihren Platz in der Dichtung. Aber weder Hartmann von Aue noch Oswald von Wolkenstein dichteten an einem Schreibtisch. Es gibt auch in der Buchmalerei keine Hinweise auf einen Minnesänger, der am Pult sitzt.

Eine auf dieser Laienkultur basierende Bildung war die höfische Erziehung. Ihre Anziehungskraft war so stark, dass sie als erste die Monopolstellung der Kirche durchbrach. 13 Jahre lang (vom 7. bis zum 20. Lebensjahr) lernte der junge Adelige wie er sich als Ritter zu verhalten hatte. Wie im Handwerk und in der gelehrten Schicht wurde die Ausbildung in drei Abschnitte geteilt: Page – Knappe - Ritter. Schreiben und Lesen unterrichtete man in der Frühzeit der ritterlichen Ausbildung gar nicht und man empfand es nicht als Manko, sondern es unterstützte den Standesstolz. Analphabetismus war im Frühmittelalter kein Hindernis für eine aufstrebende Karriere. Im Gegenteil – der Adel hatte eher eine Abneigung gegen den Gelehrten. Es war wichtig einen Leitfaden für ein ritterliches Leben weiterzugeben und nicht gelehrtes Wissen. Erst ab dem 12. Jh. wurde die geistige Bildung wichtig in der höfischen Erziehung durch Kritik von außen.

Wie schon in Hauptteil erwähnt, war (und ist) die Bildung eine von vielen Faktoren abhängige Sache. Jede Veränderung in einem anderen Bereich ist im Bildungswesen spürbar.

Die Politik ist wichtig, um die Ruhe herzustellen, die nötig ist für das Fortschreiten der Bildung.

Die Wirtschaft brachte das Geld, um die Schulen und die Lehrer finanzieren zu können. Da die finanzielle Basis der Städte durch die positive Entwicklung von Handel und Gewerbe immer breiter wurde, waren sie die idealen Standorte für die diversen Schulen im Mittelalter.

Der Kontakt mit anderen Ländern brachte die Notwendigkeit mit sich, gewisse Geschäfte schriftlich niederzulegen. Lesen, Schreiben und Rechnen avancierten zu

nötigen Handwerkszeugen. Damit verbunden entwickelten sich auch die sozialen Schichten weiter. Mit dem Mitspracherecht bei den Schulen konnten die Bürger der Stadt ihre Position stärken.

Die höfische Erziehung erschütterte zwar die Vorrangstellung der Kirche, aber die städtische Mittelschicht setzte mit ihrer Dynamik neue grundlegende Maßstäbe.

Es veränderte sich auch der Umgang mit dem Wissen. Man entfernte sich vom einfachen Sammeln, Erhalten und Kopieren. Eine neue Art von Begegnung fand statt. Der Mensch begann sich Gedanken über das Geschriebene zu machen und hinterfragte das geschriebene Wort. Die Scholastiker fassten Fuß in der Bildung und setzten neue Impulse, indem sie rationale Erklärungsmodelle lieferten. Es versteht sich von selbst, dass man im Rahmen der kirchlichen Vorgaben blieb.

In den theoretischen Schriften machten sich die klügsten Köpfe der damaligen Zeit Gedanken über die Bildung und Erziehung an sich. Das christliche Denken und Fühlen durchdrang alle Bereiche des mittelalterlichen Lebens. Ein Hören auf Autoritäten und diese zu befolgen war natürlich für die mittelalterlichen Menschen. Leitbild war der Mönch mit all seinen guten Eigenschaften. Das Erziehungsziel war ein verantwortungsvoller Christ.

Die Frage war, wie man am besten dieses Ziel erreichen und im in der Praxis umsetzen konnte. Je nach Erfahrungen und philosophischem Zugang variierten die Lösungsmöglichkeiten.

Interessant war es zu erkennen, dass die Entwicklungen im geistigen Bereich das Lesen zur Wissenschaft machten. Die Literatur und Schriftlichkeit wurden mit einem neuen Stellenwert versehen.

Die Verwaltung und der geschäftliche wie gesellschaftliche Bereich verlangten nach eigens kreierten Phrasen und Formeln. Dafür reichte Latein einfach nicht mehr aus. Die raschen Veränderungen in der Sprache erforderten ein lebendiges, sich ständig anpassendes Kommunikationsmittel. Latein wurde die Zweit- und Drittsprache.³⁶⁶ Aufgrund dieser Veränderungen und neuen Erfordernissen entstand der neue Schultypus der deutschen Schule. Die deutschen Schulen waren ein Schritt in die

³⁶⁶ B. Schwenk, Geschichte der Erziehung von der Antike bis zum Mittelalter, 238.

Zukunft. Sie halfen der bürgerlichen Gesellschaftsschicht bei der Erlangung ihrer Selbstständigkeit. Engelbrecht bezeichnet sie als Vorläuferin der Volksschule.³⁶⁷

Innerhalb der Stadt gab es unter den Latein- und deutschen Schulen große Konkurrenzkämpfe. Die deutschen Schulen erlebten erst ab der Reformation im 16. Jh. eine Blütezeit. Die Voraussetzungen für das nationale Schulwesen waren gelegt.

Die Jugend begann sich nun in der Erwachsenenwelt ihren eigenen Platz zu suchen. Die Gesellschaft sowie der soziale Stand der Eltern gab alles vor und der junge Mensch ging diesen vorbestimmten Weg. Wichtig war die Weitergabe des traditionellen Wissens, um die bestehende Ordnung weiter zu erhalten. Mittels der Schule gelang es nun den Jugendlichen ein Eigenleben zu entwickeln. Durch den Besuch der Schulen in der Freizeit entstanden neue Verbindungen. Die Schüler beziehungsweise Studenten wurden die neue Quelle für starke Impulse in der Geschichte.

Wie man an der Entwicklung der Pfarrschule zur städtischen Lateinschule sieht, lagen die Wurzeln der bürgerlichen Schulen im kirchlichen Bereich. Schritt für Schritt kamen die Schulen unter die Verwaltung der Stadt. Die bekannteste Lateinschule auf österreichischen Boden war wohl St. Stephan in Wien.

Wenn man von der Annahme ausgeht, dass Heinrich II. „Jasomirgott“ die Schule von St. Stephan bauen ließ, dann wäre die Schule schon von Anfang an ein Prestigeobjekt gewesen (wie später auch die Wiener Universität). Angeblich soll die Wahl des Rektors auch mit Beratung des Bischofs von Freising vorgenommen worden sein.

Das Gebäude befand sich direkt im Zentrum gegenüber der Stephanskirche. Im Laufe der Zeit unterlag die Schule vielen bautechnischen Veränderungen, was auch die Ausgrabungen aus dem Jahr 1997 zeigen. Teile der Funde sind in das 14. Jh. datierbar. Daneben fand man Mauerreste und Fundstücke aus dem 17. Jh.³⁶⁸ Wie es innen ausgesehen hat, ist nicht nachvollziehbar wegen mangelnder Quellen. Ob das Lehrpersonal auch in dem Schulgebäude wohnte kann ebenso nicht genau gesagt werden. Nur die Schulordnung von 1446 gibt uns einen kleinen Blick auf das

³⁶⁷ Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Bd. 1, 176.

³⁶⁸ Vgl. 114-116.

Aussehen des Lehrraumes. Je nach Patronat war die Ausstattung besser oder schlechter.

Gerade bei der Schule von St. Stephan ist die Entwicklung in der Stadt bemerkbar. Zuerst war der Landesherr der oberste Patron der Schule. Kaiser Friedrich II. hatte sehr großes Interesse an Bildung und Entwicklung von Kindern. Auch er herrschte in einem Stadium, in dem sich altes Wissen mit Neuem verband. Friedrich wusste mit Sicherheit, dass das Recht den Rektor zu bestimmen, ein starkes Mittel war, neue Richtlinien in Umlauf zu bringen. Man hatte damit die Macht regulierend eingreifen zu können.

Rudolf I. von Habsburg schließt sich mit kleinen schriftlichen Korrekturen gänzlich dem Privileg Friedrichs II. an. Dies geschah wohl aus politischen Gründen, um den Aufbau der Hausmacht ungestört beginnen zu können.

Wichtig ist aber und darauf habe ich auch schon zuvor hingewiesen, dass man sich bewusst ist, dass in beiden Privilegien die Schule von St. Stephan nicht namentlich genannt wurde. Bis dato war es auch nicht möglich, auch nur einen Hinweis darauf festzumachen.

Die große Veränderung kam mit Albrecht I., der ab nun das Bestimmungsrecht an den Stadtrat abgab und auch die Schule von St. Stephan dezitiert in seinem Privileg erwähnte. Diese Urkunde musste damals ein starker Impuls für das Selbstbewusstsein der Stadtbewohner gewesen sein. Die Bildung der eigenen Kinder selbst bestimmen zu können unbeeinflusst von der Absicht des Landesherrn (und das auch noch für immer), war ein großer Fortschritt.

Der Rektor von St. Stephan zu sein war mit Macht verbunden – Macht über noch drei weitere Schulen und über deren Lehrer und Schüler. St. Michael und die Schule beim Bürgerspital waren sicher kleinere Institute aber die Außenschule des Schottenklosters entwickelte sich zu einem Eliteinstitut (und ist noch heute existent).

Dass die Schüler des Mittelalters genügend „kreative Ideen“ für strafbare Vergehen zur Hand hatten, zeigt die Aufstellung über die Bestrafungsmöglichkeiten. Alles bis auf Tötungsdelikte fiel in den Bereich des Rektors. Der Schüler befand sich in einem eigenen Rechtsraum und zwar nicht nur, wenn er sich im Gebäude „Schule“ befand. Erst bei einem Vergehen an Leib und Leben wurde er aus dem privilegierten Status des Schülers entlassen und auf das allgemein gültige Rechtsniveau gestellt.

Daneben war der Schulleiter Lehrer des Quadriviums, Aufsicht der Magister und Hüter des höchsten Gutes der Schule - der Bibliothek. In der ersten Zeit der Wiener Universität leitete der Rektor der Bürgerschule auch die Universität. Durch den frühen Tod Rudolfs wurde die Stephansschule zur Hüterin der jungen Universität. Dass dies gut für den Ruf der Schule war, ist eine Tatsache. Sogar aus der berühmten Universität in Paris kamen Gelehrte und konnten sich als Rektoren in Wien entfalten.

Die wichtigsten Schulordnungen sind in dieser Arbeit zu finden. Die Schulordnung von 1446 ist sehr detailreich. Der Rektor hatte hier nicht sonderlich viel Spielraum bei der Durchführung der angeführten Forderungen.

Alleine die Sitzordnung dürfte wohl durchdacht gewesen sein. Die älteren Schüler, die mehr lesen mussten, befanden sich bei dem großen Fenster, die mittleren beim kleineren und die Jüngsten im hinteren Teil, da hier noch mit Vor- und Nachsprechen gearbeitet wurde. Jede Gruppe wurde noch zusätzlich betreut von Lokaten, was den Vorteil hatte, dass man sich mehr um den Einzelnen kümmern konnte. Die Interaktionen waren direkter, schneller und hatten damit eine bessere Wirkung. Mit dem Unterteilen der einzelnen Gruppen waren Erfolge einfach rascher sichtbar für den Lehrer, wie für den Schüler. Beim Üben der Lektionen konnte keiner der Schüler so leicht übersehen werden.

Der Rat bestimmte eindeutig, in welche Richtung unterrichtet werden sollte und wo man die Neuerungen für nötig erachtete. Es wurde 1446 die Literatur auf den neuesten Stand gebracht und das Gedächtnistraining erweitert.

Die Schulordnung von 1558 lehnte sich sehr stark an die von 1446 an.

Außergewöhnlich ist die ausdrückliche Aufforderung an den Rektor, auch selbst zu unterrichten und zwar jeden Tag. Die Bezahlung änderte sich ebenfalls 1558. Die Schüler sollten keine Gaben mehr für den Schulmeister bringen, sondern die Bezahlung übernahm gänzlich die Stadt Wien.

Für die Magister gab es diesmal ebenso Anweisungen, an die sie sich zu halten hatten. 1446 gab es das noch nicht. Anscheinend dürften hier auch Missstände aufgetreten sein.

Zu guter letzt ist auch ein schulischer Einfluss in der handwerklichen Ausbildung zu bemerken. War zuerst keine schulische Vorbildung nötig, so wurde diese im Spätmittelalter unerlässlich.

Natürlich bildete die handwerkliche Ausbildung den Schwerpunkt und dauerte erheblich länger als die Schule. Doch es fand, wieder einmal, eine Vermischung von zwei Unterrichtsformen statt – die mündliche Weitergabe des Handwerkswissens und schriftliche schulische Bildung fanden eine neue Form der Symbiose.

Schon früh bestand das Bemühen die handwerkliche Ausbildung der geistigen gleich zu setzen. Doch von einem gänzlichen Gelingen kann nicht die Rede sein.

Theoretisch versuchte man, angelehnt an die Sieben Freien Künste, Sieben Handwerkskünste zu etablieren. Mit der Verwendung gleichwertiger Ausdrücke sollte dies noch unterstrichen werden. Selbst gebildete Männer, Konrad von Megenberg beschäftigten sich mit diesem Thema.

Das Bildungs- und Erziehungswesen ist hochempfindlich. Jegliche Veränderung in der Geschichte egal in welchen Bereich ist in der Entwicklung der Bildung fühlbar. Und im Gegenzug ist auch sie überall auffindbar. Eine Politik, die sich nicht im Bildungswesen widerspiegelt, gibt es nicht. Die Jugend kann durch die Bildung „dirigiert“ werden. Ein Phänomen, das unsere Großeltern und Eltern bitter erfahren haben.

Auch im Mittelalter war dies ein wichtiger gedanklicher Faktor, der in den Schulordnungen erkennbar ist. Man war sich dessen bewusst, deshalb war die Erlangung des Patronats über die Stadtschulen auch für die Bürger so wichtig.

Bei der Wirtschaft verhält es sich ebenso. Sie dient zur Festigung von sozialen Schichten und zur Verdrängung gefürchteter „feindlicher“ Gruppen. Wirtschaft bestimmt die Bereiche, die für die reibungslose Abhandlung ihrer selbst benötigt werden. Sie kann den Wandel von Lehrinhalten beginnen lassen und durch Impulse weiter verändern. Hier gibt es keine Unterschiede zu heute – nur leidet diese Entwicklung unter der Schnelllebigkeit der Wirtschaft. Die Bildung hat heute keine Zeit mehr nachzuziehen wie im Mittelalter.

Die Bildung oder Erziehung an sich ist aber einzig und alleine an den Menschen gebunden - an seine Entwicklung und an seinen Intellekt. Wie dieser Geist am besten zu fördern wäre, war und ist Thematik ungezählter pädagogischer Schriften. Diese machen uns bewusst, welche Möglichkeiten bestehen und welche Lösungen für die jeweilige Situation zu Verfügung stehen.

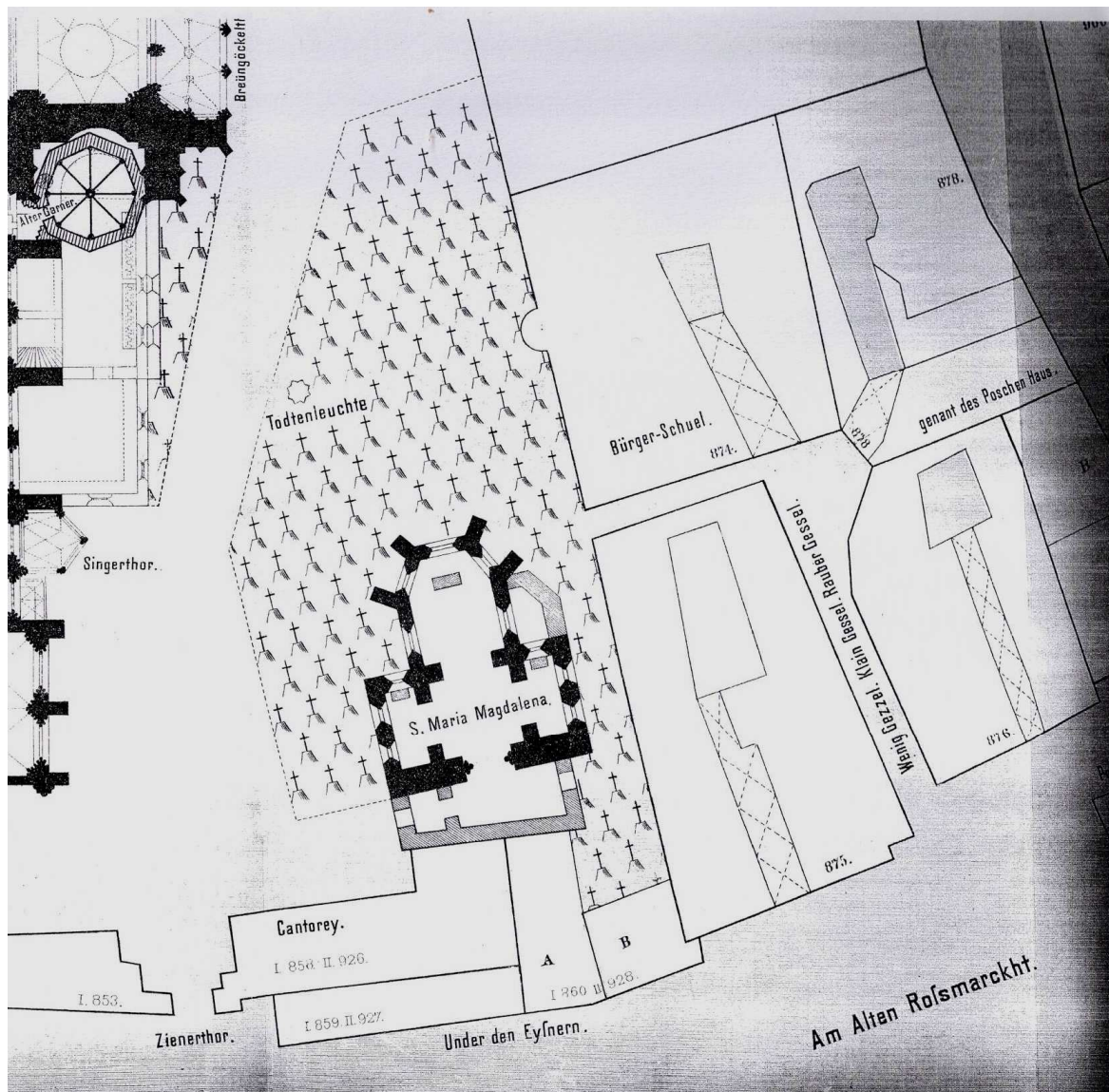
Bildung bringt daher auch Verantwortung mit sich. Derjenige, der „was gelernt hat und was kann“, ist dafür verantwortlich, dass Bildung nicht zu einem Machtmittel wird sondern das bleibt was sie sein sollte:

Eine Ausbildung des Geistes und des Charakters, eine Erweiterung des jeweiligen Horizonts und eine Herausforderung, uns weiterzuentwickeln.

Anhang

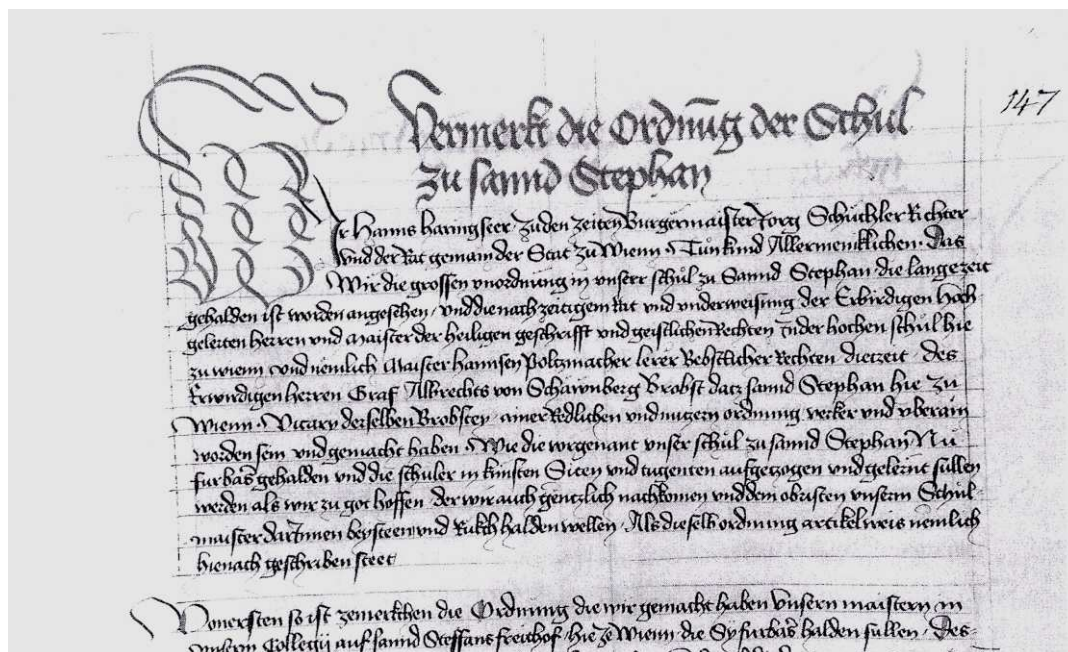
Der Impuls für diesen Bilderanhang kam von meiner betreuenden Dozentin Adelheid Krah. Ich nahm diese Idee dankbar auf, denn so ist es mir möglich manche Vorstellungen oder Bilder, die durch meine Arbeit entstanden sind zu festigen oder zu konkretisieren.

Das erste Bild ist ein Teil eines Planes des mittelalterlichen Stephansplatzes, den ich in dem Buch von Albert Camesina Ritter von Sanvittore gefunden habe. Leider war es nicht möglich den sehr großen Plan, der zusammengelegt in einer Seitentasche liegt, gänzlich abbilden zu können. Aber hier ist das rechte untere Achtel zu sehen. Sollten Sie die Gelegenheit haben, diesen Plan im Original betrachten zu können, dann greifen Sie zu. Die Darstellung der Grundrisse ist sehr beeindruckend.



Mein nächstes Anliegen war, Ihnen die beiden Schulordnungen auch bildnerisch näher zu bringen.

Die Schulordnung von 1446 ist im Eisenbuch zu finden, das nur über Microfiche im Stadt- und Landesarchiv Wien, betrachtet werden kann. Leider sind die Kopien für eine Diplomarbeit nicht verwendbar. Daher habe ich mich entschlossen aus dem Buch von Peter Csendes und Ferdinand Opll den, dort dargestellten, ersten Absatz der Schulordnung auch hier in den Anhang zu setzen.

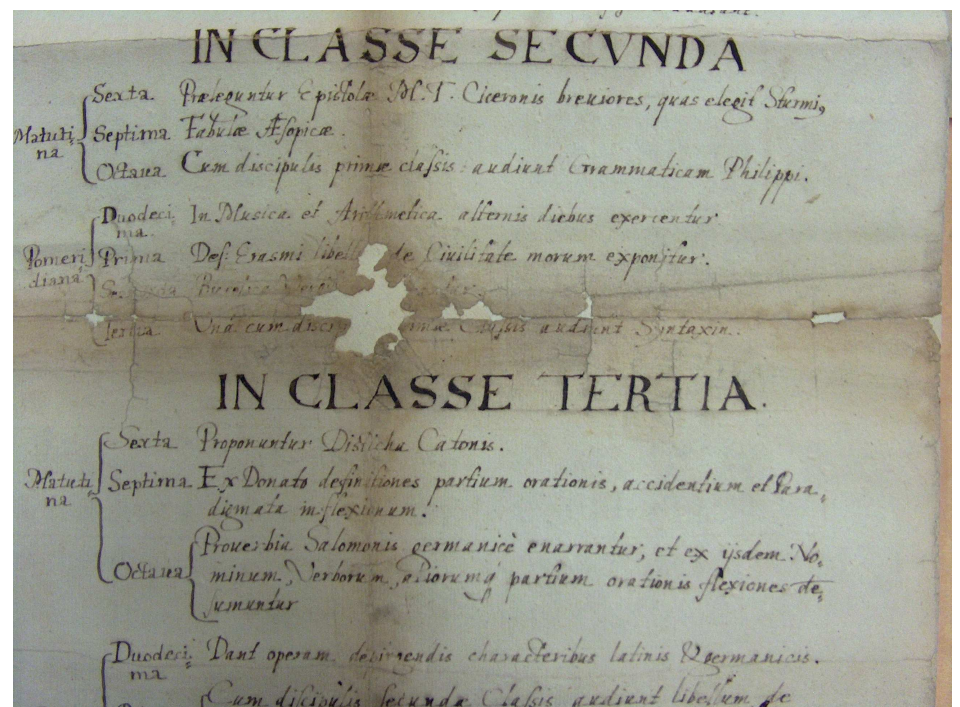
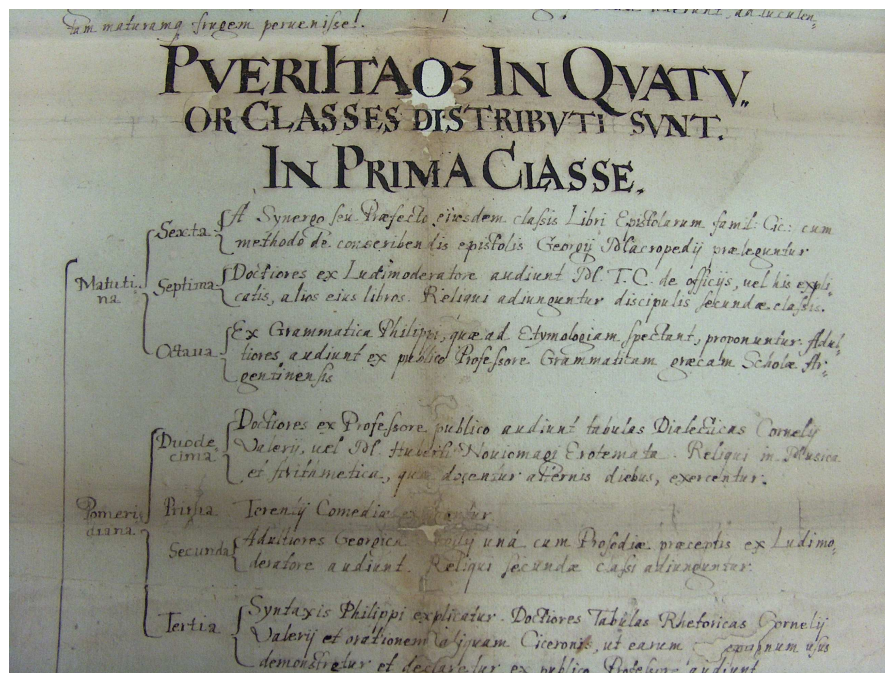


Ganz anders verhielt es sich mit der Schulordnung von 1558. Diese Urkunde kann man sich aus den Hauptarchivakten 2/1558, fol 5^v – 8^v, ausheben lassen. Ich durfte für meine Diplomarbeit einige Seiten fotografieren, die ich auch hier gerne zeigen möchte.

Bevor man bei diesem Akt zur Schulordnung kommt, durchblättert man ein Konzept, das im Jahr 1558 erstellt wurde. Es war der Grundstock für die nachfolgende Verordnung. Das erste Bild zeigt die erste Seite der eigentlichen Schulordnung 1558. Gleich daran anschließend ist die Seite mit den Bestimmungen für die Magister zu sehen.

[illegible][illegible]

Zu dieser Schulordnung gibt es auch noch einen Entwurf für eine noch verbesserte Schulordnung von Benedict Kleinschnitz, von dem in meiner Arbeit schon die Rede war. Beeindruckend war, wie der mittelalterliche Gelehrte sich die Reform vorstellte und wie akribisch er diese Verbesserungen festhielt. Ganz genau beschrieb er die Klassenaufteilung und die Lehrinhalte, die die einzelnen Schüler in den jeweiligen Gruppen zu lernen hatte. Wie ein Leporello kann man den Teil der Klassenaufteilung aufklappen. Hier sind einige Bilder von eben dieser Darstellung:



Bilderverzeichnis

Abb. 1: Wandkritzelei: Schüler und Pädagoge, 4. Jh., Bruckneudorf (Burgenland), in: H. Engelbrecht, *Erziehung und Unterricht im Bild - Zur Geschichte des österreichischen Bildungswesens*, Wien, 1995, 21.

Abb. 2: Grabmedaillon aus Marmor, Brustbild eines Jünglings, Flavia Solva, (Wagna bei Leibnitz, in Engelbrecht, *Erziehung und Unterricht*, 23.

Abb. 3: Federzeichnung, Beda Venerabilis am Schreibpult, 1. Hälfte des 12. Jh., Lambach (Oberösterreich), in: Engelbrecht, *Erziehung und Unterricht*, 46.

Abb. 4: Federzeichnung, Sokrates und Platon, 4. Viertel des 12. Jh., Heiligenkreuz (Niederösterreich), in: Engelbrecht, *Erziehung und Unterricht*, 43

Abb. 5: Das Wiener Bürgerspital, Ausschnitt Meldemannplan 1530, in: F. Oppl, *Leben im mittelalterlichen Wien*, 76.

Abb. 6: Aquarellierte Tuschzeichnung, Bauzustand des Stiftes Herzogenburg im Mittelalter, Ansicht von Westen gegen Osten, Herzogenburg um 1890, in: Engelbrecht, *Erziehung und Unterricht*, 51

Abb. 7: Buchmalerei, Predigt eines Mönches, 1411, Innsbruck (Tirol), in: Engelbrecht, *Erziehung und Unterricht*, 98.

Abb. 8: Miniatur aus dem Codex Manesse, 14. Jh., in: R. Schneider, *Vor 1000 Jahren, Alltag im Mittelalter*, Augsburg, 1999, Umschlag

Abb. 9: Drei neue Ritter wird das Schwert umgürtet, Frankreich, 14. Jh. in: R. Bartlett (Hg.), *Die Welt des Mittelalters*, Kunst-Religion-Gesellschaft, Stuttgart, 2001, 109.

Abb. 10: Holzschnitt, Unterweisung Maximilians, Leonhard Beck, 1510/15, in: Engelbrecht, *Erziehung und Unterricht*, 88.

Abb. 11: Die Entwicklungsstufen der Stadt Wien vom 8. Bis zum Ende des 13. Jh., in: R. Pohanka, *Wien im Mittelalter*, (Geschichte Wien, Bd. II), Wien, 1998, 51.

Abb. 12: Hans und Ambrosius Holbein, Basler Schultafel (Vorder- und Rückseite), 1516, in: M. Kintzinger, *Wissen wird Macht – Bildung im Mittelalter*, Ostfildern, 2003, 46 und 47.

Abb. 13: nach Plan von Wolmuet, 1547, in: A. Mayer, *Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien*, Wien, 1880

Abb. 14: Federzeichnung, Raufende Knaben, Lilienfeld 1349/1351, in: Engelbrecht, *Erziehung und Unterricht*, 78.

Abb. 15: *Federzeichnung, Schulmeister schlägt Schüler, Ende 15. Jh., in: Engelbrecht, Erziehung und Unterricht, 77.*

Abb. 16: *Schulordnung der Bürgerschule zu St. Stephan, 1446, in: P. Csendes/ F. Opll (Hg.), Wien – Geschichte einer Stadt, Bd. 1, Wien, 2001, 313.*

Abb. 17: *Gesamtansicht der Ausgrabung im Hof des Churhauses (Foto und Skizze), in: Ortolf Harl (Hg), Fundort Wien – Berichte zur Archäologie 1/98, Wien, 1998, 174.*

Abb. 18: *Ausschnitt aus Bruderschaftsbuch der Fronleichnamsbruderschaft, Wien, 1513/14, in: R. Pohanka, Wien im Mittelalter, 72.*

Quellen- und Literaturverzeichnis

Kurt Adel, Enea Silvio Piccolomini, Papst und Humanist, Graz, 1962.

Michael Altmann, Das Wiener Bürgerspital, Wien, 1860.

Joseph Bidez, Julian der Abtrünnige, München 1940.

Petra Carola Biermeier, Die Anfänge des Buchdrucks in Wien, (ungedr. geisteswiss. Diplomarbeit, Wien, 1996)

Winfried Böhm, Geschichte der Pädagogik, Von Platon bis zur Gegenwart, Beck'sche Reihe Wissen 2353, München, 2007.

Ernst Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, Wien, 1985.

Franz Brunhölzl, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters, Von Cassiodor bis zum Ausklang der karolingischen Erneuerung, Bd. 1, München, 1975

Karl Brunner, Herzogtümer und Marken, Vom Ungarnsturm bis ins 12. Jahrhundert, in: Herwig Wolfram (Hg.) Österreichische Geschichte 907-1156, Bd. 4, Wien, 2003

Albert Camesina Ritter von Sanvittore, Die Maria – Magdalena - Capelle Am Stephansfreithof zu Wien und dessen Umgebung, in: Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien, Bd. 9, Wien, 242 – 292, 1870.

Joachim Bumke, Höfische Kultur – Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter, München, ¹¹2005.

Joachim Bumke, Geschichte der deutschen Literatur im hohen Mittelalter, München, ⁴2000.

H. Cancik (Hg.), Der neue Pauly, Enzyklopädie der Antike, Bd. 11, Stuttgart, 2001

Ute Clementi, Lehrer und Schüler im Mittelalter. Bildungsgeschichtliche Anmerkungen, (Diplomarbeit Innsbruck, 1991/92).

Peter Csendes/Ferdinand Opll (Hg.), Wien – Geschichte einer Stadt, Bd. 1, Wien, 2001.

Felix Czeike, Historisches Lexikon Wien, Bd. 1, 3, 4, Wien, 1992.

Hermann Dannheimer (Hg.), Die Bajuwaren: Von Severin bis Tassilo 488-788; gemeinsame Landesausstellung des Freistaates Bayern und das Landes Salzburg, Rosenheim/Bayern, Mattsee/Salzburg, München, 1988.

Heinrich Dörrie, Ziel der Bildung – Wege der Bildung, in: Robert Muth (Hg.), Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Innsbruck, 1972

Heinz Dopsch, Geschichte Salzburgs, Bd. I/1, Salzburg, 1983

Georges Duby, Guillaume le Maréchal, Frankfurt/Main, 1986.

A.Luschin von Ebengreuth, Geschichte des ältern Gerichtswesens in Österreich ob und unter der Enns, Weimar, 1879, 254-258.

Einhard/Notker der Stammler, Leben und Taten Karls des Großen, mit einem Nachwort von Hermann Schreiber, München, 1965.

Evamaria Engel/Frank-Dietrich Jacob, Städtisches Leben im Mittelalter, Köln 2006.

Helmut Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens – Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs – Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs, Bd. 1, Wien, 1982.

Helmut Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens – Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs – Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs, Bd. 2, Wien, 1983.

Helmut Engelbrecht, Erziehung und Unterricht im Bild - zur Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Wien, 1995.

Eugippius, Das Leben des hl. Severin, Übersetzung, Kommentar, Einleitung und Anhang: Denkmäler des früheren Christentums in Österreich von Rudolf Noll, Linz 1947.

Horst Joachim Frank, Dichtung, Sprache, Menschenbildung – Geschichte des Deutschunterrichts von den Anfängen bis 1945, Band I, München, 1976, 15-28.

Stephan Füssel, Die Erfindung des Buchdrucks um 1450, in: Georg Scheibelreiter (Hg.), Höhepunkte des Mittelalters, Darmstadt, 2004, 221-234.

Verena Gassner/Sonja Jilek, Die Frühzeit, sowie, Die mittlere Kaiserzeit, in: Herwig Wolfram (Hg.), Österreichische Geschichte 15 v.Chr. – 378 n.Chr., Bd. 2, Wien, 2002/2003, 31-285

Günter Glauche, Schullektüre im Mittelalter: Entstehung und Wandlungen des Lektürekansons bis 1200 nach den Quellen dargestellt in: Münchner Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung; 5, München, 1970.

Hans-Werner Goetz, Leben im Mittelalter – vom 7. bis zum 13. Jahrhundert, München, 1996.

C. J. von Hefele, Conciliengeschichte, Freiburg/Breisgau, 1875, Bd. 1

Elfriede.H. Huber, Grabungsbericht von Stephansplatz 3, in: Ortolf Harl (Hg), Fundort Wien – Berichte zur Archäologie 1/98, Wien, 1998, 173-176.

Dieter Kartschoke, , Geschichte der deutschen Literatur im frühen Mittelalter, München, 2000

Dieter Kartschoke, Ich-Darstellung in der volkssprachlichen Literatur, in: Richard v. Dülmen, Die Entdeckung des Ich, Köln, 2001

Martin Kintzinger, Eruditus in arte, Handwerk und Bildung im Mittelalter, in: Knut Schulz unter Mitarbeit von E. Müller-Luckner (Hg.), Handwerk in Europa – Vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit, (Schriften des historischen Kollegs, Kolloquien 41, München 1999), 155-187.

Martin Kintzinger, Wissen wird Macht – Bildung im Mittelalter, Ostfildern, 2003

Lothar Kolmer (Hg.), Tassilo III. von Bayern, Regensburg, 2005

Rolf Köhn, Schulbildung und Trivium im lateinischen Hochmittelalter und ihr möglicher praktischer Nutzen, in: Vorträge und Forschungen, Bd. 30, 1986, 203-231

Nathalie Kruppa, Zur Bildung von Adligen im nord- und mitteldeutschen Raum von 12. Bis zum 14 Jh. – ein Überblick, in: N.Kruppa/J. Wilke (Hg.), Kloster und Bildung im Mittelalter, Göttingen, 2006, 155-176

Dieter Kühn, Tristan und Isolde des Gottfried von Straßburg, Frankfurt/Main, 2003

D. Kurze, Lob und Tadel der artes machinae, in: Knut Schulz / unter Mitarbeit E. Müller Luckner (Hg.), Handwerk in Europa – Vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit, (Schriften des historischen Kollegs, Kolloquien 41, München 1999), 109-153

Sabine Ladstätter, Die Spätantike, in: H. Wolfram, Österreichische Geschichte, Bd. 2, Wien, 1995, 285-365

Jaques Le Goff (Hg.), Der Mensch des Mittelalters, Essen, 2004

Rudolf Limmer, Pädagogik des Mittelalters, Maltersdorf, 1958

Anton Mayer, Geschichte der geistigen Cultur in Niederösterreich: von der ältesten Zeit bis in die Gegenwart; ein Beitrag zu einer Geschichte der geistigen Cultur im Südosten Deutschlands, Wien, 1878

Anton Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien, Wien, 1880

Anton Mayer, Die Schulen (1) in: Alterthumsverein zu Wien (Hg.), H. Zimmermann (red.), Bd. 1, Wien, 1897, 481-487

Anton Mayer, Die Schulen (2) in: Geschichte der Stadt Wien, Alterthumsverein zu Wien (Hg.), Anton Starzer (red.), Bd. 2/2, Wien, 1905, 946-960

Erna und Hans Melchers (Bearb. Carlo Melchers), Das große Buch der Heiligen, Geschichte und Legende im Jahreslauf, München, 1978

Meta Niederkorn-Bruck/ Anton Scharer (Hg.), Erzbischof Arn von Salzburg, Wien, 2004

H. Nehlsen, Bayern und die Langobarden, in: A. Schmid/ K. Weigand (Hg.), Bayern mitten in Europa, München 2005, 26-44

Alois Niederstätter, Die Herrschaft Österreich – Fürst und Land im Spätmittelalter, in: H. Wolfram (Hg.), Österreichische Geschichte, Bd. 6

Karl-Heinz Ohlig, Christentum-Kirche-Individuum, in: Richard v. Dülmen, Die Entdeckung des Ich, Köln, 2001, 11-40

Ferdinand Oppl, Das Werden der mittelalterlichen Stadt, in: Georg Scheibelreiter (Hg.), Höhepunkte des Mittelalters, Darmstadt, 2004, 123-140

Ferdinand Oppl, Das Leben im mittelalterlichen Wien, Wien-Köln-Weimar, 1998

Ferdinand Oppl, Das große Wiener Stadtbuch, genannt „Eisenbuch“, Wien, 1999

R. Perger, Pfarrgemeinde, Stiftungen und Bruderschaften bis 1626 in: St. Michael: Stadtpfarrkirche und Künstlerpfarre von Wien, 1288-1988; Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, Wien, 1988

Reinhard Pohanka, Wien im Mittelalter, Wien, 1998

Walter Pohl/Brigitte Vacha (Hg.), *Die Welt der Babenberger – Schleier, Kreuz und Schwert*, Graz, 1995

Brigitte Pohl-Resl, *Das Wiener Bürgerspital im 14. und 15. Jahrhundert, Soziale Aufgaben, wirtschaftliche Strategien und Formen der Überlieferung*, geisteswissenschaftliche Diss. Wien, 1994

Walter Öhlinger, *Wien zwischen den Türkenkriegen*, Bd. 3 der *Geschichte Wiens*, Wien, 1998, 45-55

Cölestin Roman Rapf, *Das Schottenstift*, *Wiener Geschichtsbücher* 13, Wien – Hamburg, 1974

Emil Reicke, *Magister und Scholaren*, Düsseldorf, 1971

Pierre Riché, *Education et Culture dans l'Occident Barbare, VI^e -VIII^e siècles*, Paris, 1962

Rolf Schneider, *Vor 1000 Jahren – Alltag im Mittelalter*, Augsburg, 1999

Robert Scholl, *Das Bildungsproblem in der alten Kirche* in: H.-T. Johann (Hg.), *Erziehung und Bildung in der heidnischen und christlichen Antike*, Darmstadt, 1976, 503-526

Heinrich Schuster, *Rechtsleben, Verfassung und Verwaltung* in: *Geschichte der Stadt Wien*, Alterthumsverein zu Wien (Hg.), Heinrich Zimmermann (red.), Bd. 2/1, Wien, 1900, 449-455

Bernhard Schwenk, *Geschichte der Erziehung von der Antike bis zum Mittelalter*, Weinheim, 1996, 235-247

Franz Xaver Seppelt/ Georg Schwaiger, *Geschichte der Päpste, Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, München, 1964, 58-63

Shulamith Shahar, *Kindheit im Mittelalter*, Düsseldorf, ⁴2004

Wolfgang Stürner, Friedrich II, Bd. 2, Darmstadt, 2000

Johann Adolph Tomaschek, Die Rechte und Freiheiten der Stadt Wien, Bd. 1, Wien, 1877

Paul Uiblein, Die Universität Wien im Mittelalter, Schriftenreihe des Universitätsarchivs, Bd. 11, Wien, 1999

Paul Uiblein, Beiträge zur Frühgeschichte der Universität Wien, in: Mitteilungen des Institutes für Österreichische Geschichtsforschung, Bd. 71, Graz, 1963, 284-310

Paul Uiblein, Mittelalterliches Studium an der Wiener Artistenfakultät, Wien, ²1995

Karl Vocelka/Lynne Heller, Die private Welt der Habsburger: Leben und Alltag einer Familie, Graz-Wien-Köln, 1998

A. Wendehorst, Wer konnte im Mittelalter lesen und schreiben? in: J. Fried (Hg.), Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters, Sigmaringen, 1986

Berte Widmer, Enea Silvio Piccolomini – Papst Pius II., Basel, 1960

Karl-August Wirth, Von mittelalterlichen Bildern und Lehrfiguren im Dienste der Schule und des Unterrichts, in: B. Moeller/ H. Patze/K. Stackmann, Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, Göttingen, 1983, 257-370

Herwig Wolfram, Salzburg-Bayern-Österreich: die *Conversio Bagoariorum et Carantanorum* und die Quellen ihrer Zeit, MIÖG-Ergänzungsband 31, Wien, 1995

Die Hl. Schrift des Alten und Neuen Bundes, Freiburg, ⁵1973

Lexikon der Theologie und Kirche, Bd. 2, Freiburg i. B., 1931

Lexikon des Mittelalters, Bände 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, CD-ROM Ausgabe, Stuttgart, 2000

Johannes Irmscher (Hg.), Lexikon der Antike, Berlin, 1990

Zusammenfassung:

Ist Bildung erst heute eine Sache der Politik? Hat die Wirtschaft schon immer so einen Einfluss gehabt?

Diese Arbeit versucht diesen und noch anderen Fragen nachzugehen. Dabei spannt die Autorin einen Bogen von der Spätantike bis zum Spätmittelalter und begrenzt geographisch das Gebiet auf den heutigen österreichischen Raum.

Da das römische Erziehungsmodell bis ins Spätmittelalter reichte ist es notwendig sich auch mit diesem Modell zu beschäftigen. Was hatte das römische Bildungswesen, was die anderen nicht hatte? Durch die Übernahme des schon sehr weit entwickelten Bildungssystems der Griechen konnte die römische Bildung auf viel Erfahrungswissen zurückgreifen. So wurde das Modell sehr stabil und langlebig. In den Klosterschulen überlebte die Bildungsform bis zu Karl den Großen, der sie für ein Großreich adaptierte. Unter ihm setzten aber auch schon die ersten Bestrebungen ein, nicht nur Geistliche ausbilden zu lassen sondern auch Laien.

Neue Entwicklungen und Bedürfnisse lassen neue Schultypen entstehen, die aber alle im geistlichen Bereich wurzeln. Auch in der Ausbildung von Adeligen entsteht eine neue Art der Lehre die Höfische Erziehung. Sie war der Eisbrecher des kirchlichen Monopols auf Bildung. Die Kraft des bürgerlichen Selbstbewusstseins, das immer mehr erstarkte, tat ihr übriges.

Mit dem Beispiel der Schule von St. Stephan werden die Schuleinrichtungen, Unterrichtsgestaltung und Schulorganisation besprochen und so der Aufstieg und Niedergang einer der berühmtesten Schulen des deutschsprachigen, mittelalterlichen Raumes gezeichnet.

Den Abschluss bilden die artes mechanicae. Bei den Gelehrten genossen das Handwerk und seine Ausbildung einen schlechten Ruf. Mit der theoretische Angleichung des Aufbaus der Handwerkskünste an den Aufbau der Sieben Freie Künste versuchten bedeutende Männer, die Anerkennung für das Handwerk zu erringen.

Nichts desto trotz gelang es im Spätmittelalter die theoriebetonte Schulbildung mit der praxisorientierten Lehre zu verbinden.

In jedem Zeitabschnitt ist die starke Verwobenheit der verschiedenen Komponenten Politik, Wirtschaft, soziale und gesellschaftliche Kräfte, deutlich ersichtlich. Zwar verändern sich die Kraftverhältnisse immer wieder, doch dieses Spannungsfeld bleibt immer erhalten (bis heute).

Lebenslauf

Name	Maria P. Langer
Geburtsdatum/ -ort	20.07.1963
Staatsbürgerschaft	Österreich

Berufliche Laufbahn

seit 2007	<i>Trainerin und Projektleiterstellvertreterin im AMS Kontext bei update-training GmbH, Wien momentane Maßnahme „Perspektiven für Jugendliche und junge Erwachsene bis 30 Jahre“</i>
-----------	--

seit 2002	<i>freie Mitarbeiterin Bereich PR & Werbung, Austro Classic Zeitschrift für Technikgeschichte, Kierling</i>
-----------	---

*selbstständig tätig in Schulen und Kindergärten im
Bereich Geschichte*

2001 – 2002	<i>freier Mitarbeiter im Wirtschafts- und Gesellschaftsmuseum, Wien</i>
-------------	---

Studium

ab 2008	Studium zum Bachelor Bildungswissenschaften
seit 1997	Studium der Geschichte mit Schwerpunkt Pädagogik

Berufliche Ausbildung

2006-2007	Ausbildung zur Dipl. BO-Trainerin mit der Diplomarbeit : „Der Traum – Das Leben, Berufsorientierung in den Gymnasien Wiens“
-----------	---

Schulbildung

1973 -1981	Realgymnasium BG II, 1020 Wien – Abschluss Matura
------------	--